

Wolfgang Ehrenberg

**DER
ERFAHRUNGSWISSENSCHAFTLICHE
WEG**



verlag
DIE BLAUE EULE
essen

Wolfgang Ehrenberg

**DER
ERFAHRUNGSWISSENSCHAFTLICHE
WEG**



PA 133



✓ 582/1988
(B882)

Meiner Mitarbeiterin
Monika Feldmaier

ISBN 3-924368-52-X

© copyright verlag die blaue eule, essen 1985

alle rechte vorbehalten.

nachdruck oder vervielfältigung, auch auszugsweise,
in allen formen wie mikrofilm, xerographie, mikrofiche,
mikrocard, offset verboten.

printed in germany

herstellung:

satz: horn-satz, hattingen druck: difo-druck, bamberg



Inhalt

	Vorwort	S.	9
1.)	Wie ich zur erfahrungswissenschaftlichen Methode kam	S.	11
2.)	Vom Stufenbau unserer Welt	S.	20
3.)	Vom übermateriellen Wesen der Seele	S.	51
4.)	Im Grenzbereich des Ungewöhnlichen	S.	70
5.)	Ist das Schicksal freundlich?	S.	94
6.)	Vom wachen Leben	S.	103
7.)	Selbstentfaltung und Lebensertrag	S.	117
8.)	Ausblick	S.	153

Vorwort

Dieses Buch enthält einen Extrakt aus der nunmehr 30-jährigen Forschungsarbeit der Psychophysikalischen Gesellschaft bezüglich Ausweitung der in Naturwissenschaft und Technik bewährten erfahrungswissenschaftlichen Methode auf alle Lebensgebiete, die trotz laufender Veröffentlichung in ihrem Mitteilungsblatt, der früheren Psychophysikalischen Zeitschrift und den jetzigen Erfahrungswissenschaftlichen Blättern, bis heute noch weitgehend unbekannt geblieben ist.

1. Wie ich zur erfahrungswissenschaftlichen Methode kam

Der Forschertrieb steckt mir im Blut. Freilich ging ich zunächst von dem aus, was mir meine Eltern sagten, etwa daß es außer gewöhnlichen Hühnereiern auch noch österliche Haseneier gebe. So suchte ich nach einem Unterschied zwischen beiden und glaubte ihn schließlich darin gefunden zu haben, daß die Ostereier eine Dulle unter der Schale hatten, die Hühnereier nicht. Leider stimmte das dann doch nicht immer.

Daß der Nikolaus in den Höhlen im Trauntal den Sommer verbringe, wie man mir sagte, schien mir plausibel.

Der Möglichkeit, durch eigene Erfahrung herauszubekommen, was das Richtige ist, stand ich zunächst skeptisch gegenüber und hielt mich lieber an Vorbilder. So fand ich, als wir in der Schule Lessing lasen, die Kritik Nathan's des Weisen an den Christen gar nicht berechtigt, daß sie das Gute nicht darum täten, "weil es menschlich ist", sondern "weil Jesus es getan". Eben dies schien mir die rechte Begründung.

Später orientierte ich mich in lebenskundlichen Dingen mehr und mehr an Johannes Müller (Elmau), dem Herausgeber der Grünen Blätter. Ich weiß noch, wie verunsichert ich mich fühlte, als ich dort mal las, er betrachte manche Dinge nun anders als früher. "Schöne Bescherung!", dachte ich; "da muß ich ja nun doch alles selber erproben und durchdenken, statt mich einfach nach ihm richten zu können!" Es dauerte noch einige Jahre, bis ich mich wirklich dazu entschloß.

Als Student hatte mich Johannes Müller's Schrift "Heroische Lebensführung" in sein Schloß Elmau gelockt, und ich empfand ihn und die Atmosphäre, die er um sich verbreitete, als vorbildlich. In seiner Broschüre "Religion oder Rückkehr zum Ursprung" machte ich dann die Entdeckung, daß man sich auch auf religiösem Gebiet ganz so wie in dem mir vertrauten naturwissenschaftlichen Bereich von allen autoritätsgestützten Dogmen freimachen und sich ganz auf die eigene, gegenwärtige Erfahrung stützen kann. Überzufälligerweise bekam ich gleichzeitig Waldemar Bonsels' Erzählung "Eros und die Evangelien" in die Hand. Hier wurde nicht fantasiert, sondern selbstnachprüfbar seelische Zusammenhänge wurden mit einer Präzision geschildert, wie

ich sie bisher nur in Bezug auf physikalisch-chemische Zusammenhänge unter Laboratoriumsbedingungen kennengelernt hatte. Damit war mir klar geworden, daß die in Naturwissenschaft und Technik bewährte erfahrungswissenschaftliche Methode auch auf weltanschauliche Fragen, ja auf alle Lebensgebiete anwendbar war.

Daß zur Gewinnung eines alle Erfahrungen umfassenden Weltbilds sehr viel mehr Beobachtungsmaterial gesammelt und durchdacht werden mußte als für eine widerspruchsfreie Theorie innerhalb des physikalischen Bereiches, war von vornherein zu erkennen. Es schien mir über meine Kräfte zu gehen.

In der Philosophie, so wie sie uns in der Schule dargestellt worden war, fand ich da wenig Unterstützung. Da gibt es optimistische und pessimistische, idealistische und materialistische philosophische Systeme, wurde uns gesagt, und es sei reine Geschmacksache, an welches man sich halten wolle. Von erfahrungswissenschaftlichen Richtigkeitskriterien für eine solche Entscheidung wußten unsere Lehrer nichts.

Um wenigstens über Teilfragen Klarheit zu gewinnen, hat sich bei mir schon bald das Nachdenken auf einsamen Spaziergängen gut bewährt, was ich später "Innenschaugänge" nannte. Manches fiel mir auch während des Lesens ein. Besonders viele neue Gedanken kamen mir bei obengenannter Doppellektüre von Bonsels und Johannes Müller, aber ich vermochte sie zunächst nicht zu formulieren. Doch als ich mich ein halbes Jahr später wieder mit diesem Themenkreis befaßte, kamen mir die rechten Worte von selbst. So entstanden meine ersten zwei Dutzend "Einfälle", wie ich diese spontanen Aphorismen nannte. Ich bewahrte sie wie eine Kostbarkeit, denn über ein Jahrzehnt lang kam nichts derartiges mehr nach, bis die Quelle endlich aufsprang. Mittlerweile sind es über zehntausend "Einfälle" geworden und damit mehr, als ich in meiner Zeitschrift laufend veröffentlichen kann.

Den entscheidenden Anstoß, die Ausweitung der erfahrungswissenschaftlichen Methode auf alle Lebensgebiete in Angriff zu nehmen, verdanke ich meinem Kollegenfreund Dr. Ronald Richter, der in der Peron-Ära die argentinische Atomenergiekommission veranlaßte, mich nach dorthin nachkommen zu lassen. Ihm enthielten die physikalischen Lehrbücher zuviel konventionelle Theorie. So meinte er mal, man sollte

eine "Physik der Tatsachen" schreiben. Das brachte mich auf den Gedanken: Könnte ich nicht darangehen, eine "Psychologie der Tatsachen" zu schreiben?

Das erste, worauf ich auf meiner Suche nach einer Physik und Psychologie verbindenden Konzeption stieß, war die Entdeckung des Stufenbaus unserer Welt, doch davon später.

Bald wurde mir klar, daß jede erfahrungswissenschaftliche Forschungsarbeit verschiedene Phasen hat. Den Anfang bildet immer das Sammeln von Faktenmaterial aus eigenen und fremden Beobachtungen. Dann geht es an die gedankliche Auswertung in der Suche nach einem gemeinsamen Nenner. Dazu muß einem ein verbindender Gedanke kommen, der keiner anderen Erfahrung widersprechen darf. Dann kommt die Überlegung, wie man ihn durch Beobachtungen auf seine Richtigkeit prüfen kann, sei es unter natürlichen, sei es unter künstlich erzeugten, d.h. experimentellen Bedingungen.

Ein Bekannter von mir, Baron M., wußte wunderbare Dinge zu erzählen von einer Wahrsagerin, die ihn durch ihre Aussagen verblüffte, von einem Phantom, dem er einen Pantoffel nachwarf, und von einem Spiegel, der beim Tod seiner Dienerin einen Riß bekam, welcher auf seinen Protest hin wieder verschwand. Aber er zog keine weltanschaulichen Konsequenzen daraus. Den Gegenpol bildete ein Kollege von mir, Prof. V., der sich von einem Schlaf ausschließlich vor Mitternacht wahre Wunder an Erfrischung versprach, aber nie die Probe aufs Exempel machte. In beiden Fällen blieb der erfahrungswissenschaftliche Zyklus aus. Oder jemand spricht von den "Sieben Farben des Regenbogens", ohne je nachzusehen, ob es wirklich sieben sind.

Dann fiel mir auf, daß viele Menschen objektiv und subjektiv nicht auseinanderhalten können. Objektiv ist alles, was ein anderer bestätigen kann. Manchmal muß man die Frage offen lassen. So schilderte mir eine Bekannte genau, was sie gesehen hat, als sich im Geiste auf den Neptun versetzte. Wenn aber ein esoterischer Maler in seiner Vision Segelschiffe auf dem Mars zeigt, so kann das keinesfalls stimmen. Von der gleichen Art sind die meisten Halluzinationen im Drogenrausch, die von den Mitbewohnenden nicht geteilt werden, sowie unsere üblichen Träume. Auch was einer bei geschlossenen Augen sieht

(Willy Schröder nannte es "Augenkino"), ist meist rein subjektiver Art.

Wenn aber jemand etwas träumt, was er später im Wachzustand bestätigt findet, so war dies ein objektiver Kern in seinem Traum. Auch wenn zwei Sensitive ein Phantom sehen, das sonst niemand bemerkt, kommt diesem Erlebnis eine gewisse Objektivität zu, denn es waren immerhin zwei, die es gemeinsam hatten.

Subjektiven Erlebnissen einen höheren Wert zuzuschreiben als objektiven, wie dies in manchen religiösen Richtungen geschieht, besteht gar kein Grund. Auch alle objektiven Erlebnisse haben ja für die Beteiligten zugleich subjektive Qualitäten. Die Objektivität ist also gegenüber der Subjektivität keine Einbuße, sondern etwas darüber Hinausgehendes, dank seiner Bestätigung durch andere Menschen.

Ferner fiel mir auf, wie oft es zu einer Verwechslung von Fakten und Deutungen kommt. Oft wird schon durch die Bezeichnung eines Phänomens seine Deutung vorweggenommen, wie bei "Radioästhesie" für außersinnliche Wahrnehmung mit Hilfe von Rute oder Pendel, oder bei "Bioenergetik" für außermuskuläre Bewirkung. An manche Fehlbezeichnungen hat man sich schon gewöhnt, ohne sie mehr ernst zu nehmen, z.B. der Elektronen, d.h. der beweglichen Elektrizitätsträger in einer Leitung, als negativ und der unbeweglichen als positiv. In der Politik ist es üblich, Ansichten und Verhaltensweisen der Gegenseite durch ein abwertendes Beiwort zu disqualifizieren, das meist auf "istisch" endet.

Sehr oft werden auch gut beglaubigte Fakten nur deshalb abgelehnt, weil man sie nicht zu deuten weiß, oder weil die sich aufdrängende Deutung dem eigenen Weltbild widerspräche. Auch die Scheu vor den praktischen Konsequenzen, "wenn dies wahr wäre", ist oft ein Ablehnungsgrund.

So werden UFO-Sichtungen oft als Täuschungen abgetan mit der Frage: "Wenn es sie gäbe, warum landen sie dann nicht vor dem Weißen Haus?", obwohl, wenn man unsere Regierungen kennt, man um eine mögliche Antwort nicht verlegen zu sein brauchte.

Oft wird auch jede Faktenuntersuchung mit einer unbewiesenen Gegenbehauptung abgeschnitten. So wird die Frage nach einem Überleben des leiblichen Todes meist mit dem Satz abgetan: "Es ist noch keiner wiedergekommen". Dabei wird diese Regel von manchen

Phänomenen durchbrochen.

Oft ist der Sinngehalt eines Faktenmaterials, z.B. in der Biologie, so offenkundig, daß man es nur mit Ausdrücken beschreiben kann, die der Psychologie entnommen sind, wie "Gedächtnis", "Lesefähigkeit", "Übersetzung" u.dgl. Aber in der Deutung bleibt man bei der Zufallshypothese.

Meist wird bei einer Fakten-Mitteilung die Deutung mitgeliefert, z.B. "dieser schlechte Kerl hat dies oder jenes gesagt oder getan". Hier mag letzteres ein Faktum sein, während die Berechtigung der vorangestellten Beurteilung erst noch zu untersuchen wäre.

Oft kommt man dadurch zu einer vorschnellen Deutung eines Geschehens, daß man gar nicht an die Möglichkeit denkt, es könnte auch eine andere als die einem vorschwebende geben. Wenn jemand nach Anwendung eines äußeren Heilmittels eine Besserung erlebt, schreibt er i.a. diesem die Wirkung zu. Aber es könnte ja auch eine Placebo-Effekt gewesen sein: dann war das Heilende die in ihm geweckte Zuversicht.

Auch wenn jemand aufgrund seines Weltbilds positive Resultate erzielt, ist damit noch nicht gesagt, daß dieses Weltbild in allen seinen Punkten richtig ist, und alle davon abweichenden Weltbilder falsch sein müssen.

Bei erfahrungswissenschaftlichem Vorgehen darf offenbar die Faktizitätsprüfung mit der Faktendeutung nicht vermengt werden: Weder in dem Sinne, daß man bei gesicherten Fakten eine bestimmte ihnen beigegebene Deutung für mitgesichert hält, noch in dem Sinne, daß man die Faktizitätsanerkennung von Berichten von ihrer Deutbarkeit abhängig macht.

Man kann nicht alles selbst erlebt haben. Die Bewertung eines Berichts als Faktum hängt zunächst von der Verlässlichkeit seines Berichterstatters und der eventuellen Zwischeninstanzen ab, durch die der Bericht gegangen ist. Sofern man diese nicht alle kennt, bietet ein Einzelbericht wenig Sicherheit. Wenn aber eine bestimmte Aussage eines Berichtes in mehreren voneinander unabhängigen Berichten wiederkehrt, müssen wir sie als Faktum anerkennen. Eine zufällige Übereinstimmung wäre zu unwahrscheinlich.

Damit sind wir bei einem wichtigen erfahrungswissenschaftlichen Kriterium angelangt: der Unterscheidung zwischen wahrscheinlich und unwahrscheinlich. Nur das Wahrscheinliche ist als Zufall zu betrachten, alles Unwahrscheinliche dagegen als überzufällig, d.h. es muß einen Grund haben. Die natürliche Grenze zwischen beidem liegt bei 1 : 1, d.h. bei einem Erwartungswert von 50 %. Die sog. Signifikanzgrenze auf 50 : 1 oder 100 : 1 hinaufzuschrauben, wie es in der Parapsychologie üblich ist, oder gar auf 300 : 1 wie bei bergmännischen Schiedsanalysen, ist reine Willkür. Das bedeutet nicht, daß nicht auch Seltenes vorkäme und dann als zufällig zu werten wäre, aber nur gelegentlich mal innerhalb einer längeren Versuchsreihe. Wenn es auf Anhieb eintritt, ist es als überzufällig zu betrachten, d.h. man muß nach einem Grund suchen.

Dies bedeutet z.B.: Wenn jemand bei einer Fotografie in einem verschlossenen Couvert das Geschlecht richtig errät, so ist dies an der Zufallsgrenze. Wenn er beim nächsten Versuch wieder das Richtige trifft, spricht dies bereits für eine gewisse außersinnliche Begabung. Oder wenn jemand bei einem halben Dutzend mal Würfeln 1-mal die gewünschte Zahl, z.B. 6, trifft, so war dies zu erwarten. Trifft er sie jedoch auf Anhieb, so ist zu vermuten, daß entweder der Würfel unsymmetrisch gebaut ist, oder daß eine paranormale Wunscherfüllung vorliegt.

Für den erfahrungswissenschaftlichen Forscher geht es um Phänomentypen, nicht um Einzelereignisse. So macht es ihm nichts aus, wenn einzelne Berichte sich als unecht erweisen, wenn nur hinreichend viele in die gleiche Kerbe schlagende Berichte das grundsätzliche Vorkommen des betr. Phänomens wahrscheinlicher machen als seine Nichtexistenz.

Einem meiner Tübinger Professoren sagte man nach, er halte sich bei schwierigen Vorlesungsexperimenten bereit, mit Tricks nachzuhelfen, wenn sie mißlingen. Aber nachdem der einschlägigen Literatur nach das betr. Experiment oft genug gelungen war, war ein solcher gelegentlicher Schwindel kein hinreichender Grund, die Existenz des zu demonstrierenden Naturvorgangs zu bezweifeln.

Ist hiernach das Vorkommen eines Phänomens zu den Fakten zu rechnen, so geht es an die Deutung.

Eine Deutung bzw. Theorie muß allen einschlägigen Phänomenen gerecht werden, ein Weltbild also allen bekannten Fakten. Die von Capra und anderen angeprangerte reduktionistische Richtung verstößt gegen diese Forderung, indem sie das Gestaltliche ignoriert und sich nur um die Bestandteile der Gestalten kümmert. So betrachten viele Biologen den Vererbungsvorgang als rein chemischen Mechanismus und bedenken gar nicht, daß Gestalt und Verhalten in der Sprache der Chemie gar nicht ausdrückbar sind.

In der Parapsychologie ignorieren die sog. Animisten, welche alle medialen Phänomene dem Unterbewußtsein des Mediums zuschreiben, die Ich-Form der meisten Äußerungen und ihre gegenwartsbezogene Intelligenz. In der Physik paßt der Ordnungsgrad unseres Kosmos nicht in das Konzept derer, die alles auf Selbstverständlichkeiten zurückführen wollen.

Eventuelle Widersprüche einer Theorie mit der Erfahrung merkt man oft erst dann, wenn man alle Fakten berücksichtigt, statt nur einen Teil. Wenn eine Theorie auch nur einem Faktum widerspricht, sei es qualitativ oder quantitativ, kann sie nicht stimmen.

Besonders wichtig ist natürlich die innere Widerspruchsfreiheit einer Theorie. Innere Widersprüche sind meist qualitativer Art.

Am häufigsten sind innere Widersprüche im religiösen Bereich: Eine Instanz kann nicht zugleich zornig und allgütig sein, allmächtig und doch einen Gegenspieler haben, allweise, aber durch den Lauf der Dinge enttäuscht worden sein.

Aber auch in physikalischen Theorien tauchen solche inneren Widersprüche auf: z.B., daß die Zeit, die ja das Nacheinander des Erlebens kennzeichnet, umkehrbar sein soll, oder daß ein leichteres Teilchen aus schwereren bestehen könne, ferner daß ein Raum Eigenschaften besitzen könne, ohne einen Inhalt zu haben.

Noch eine weitere Grundbedingung muß eine Theorie erfüllen: ihre Hilfsannahmen dürfen nicht zu unwahrscheinlich sein. So fehlt der Selektionstheorie die Basis, da die Chance für das zufällige Entstehen einer lebensfähigen Zelle aus ihren Atomen sowie eines selektionsfähigen Organismus aus einzelnen Zellen nahezu Null ist.

Höhere Anforderungen als Widerspruchsfreiheit und eine gewisse

Wahrscheinlichkeit ihrer Hilfsannahmen darf man an eine erfahrungswissenschaftliche Theorie nicht stellen. Einen hundertprozentigen Richtigkeitsbeweis wie im Bereich der Mathematik gibt es nie. Aber diese ist ja nur eine Art Sprachlehre und sagt nur aus, was in einer Prämisse alles inbegriffen ist. Wie weit diese zutrifft, kann nur die Beobachtung lehren. Die Logik, in mathematischer oder verbaler Form, ist somit zwar ein unentbehrliches Hilfsmittel, um aus einer Theorie Folgerungen zu ziehen; aber sie sagt nichts über die Wirklichkeit aus. Aus einem Vergleich zwischen den theoretischen Konsequenzen und den Beobachtungsergebnissen erkennt man dann die Reichweite der betr. Grundidee bzw. ihre Gültigkeitsgrenzen.

Wenn hiernach auch keine Theorie und kein Weltbild Endgültigkeit für sich in Anspruch nehmen kann, so kann man doch fast immer zwischen zwei konkurrierenden Konzeptionen eine erfahrungswissenschaftliche Entscheidung treffen. Vorausgesetzt daß beide widerspruchsfrei den Fakten gerecht werden und daß keine von beiden allzu unwahrscheinliche Hilfsannahmen nötig hat, können sie sich doch hinsichtlich deren Zahl sowie im Gültigkeitsbereich und in der Güte ihrer Passung beträchtlich unterscheiden. Jede Hilfsannahme ist ein Unsicherheitsfaktor, darum hat die Konzeption mit der kleineren Anzahl die größere Chance, richtig zu sein, gleichen Genauigkeitsgrad der Wirklichkeitsbeschreibung vorausgesetzt. Eine größere Genauigkeit verlangt natürlich auch mehr Kennwerte, z.B. die Beschreibung der genauen Gestalt eines Himmelskörpers statt seiner Kennzeichnung als Kugel. Bei sonstiger Vergleichbarkeit verdient die Theorie mit dem größeren Anwendungsbereich den Vorzug vor einer, die nur für einen Teilbereich gilt. So paßt die Deutung des Rutenausschlags als Strahlenwirkung nur für die Begehungen, während seine Interpretation als außersinnliche Wahrnehmung auch die Landkarten-Mutung mit einschließt.

So ermöglicht es die Anwendung der erfahrungswissenschaftlichen Methode, in allen Streitfragen eine Entscheidung zu treffen, statt sie offen zu lassen, was vielfach noch für wissenschaftlich gilt. Freilich muß man jederzeit bereit sein, diese Entscheidung zu revidieren, sobald neue Fakten oder neue Gesichtspunkte hinzukommen. Die Zeit des Agnostizismus ist damit vorbei, ebenso wie die des Dogmatismus.

Soviel zu den Richtigkeitskriterien eines erfahrungswissenschaftlich gewonnenen Weltbilds, die mir im Lauf der Jahre klar wurden. Ich hätte es hinnehmen müssen, wenn dabei etwas dem Wesensverständnis völlig Unzugängliches herausgekommen wäre. Aber das Gegenteil war der Fall. Es zeigte sich, daß unsere Welt bis zu den Elementarteilchen hinunter vom Seelischen her grundsätzlich verstehbar wird: von oben nach unten, nur nicht von unten nach oben.

Etwas verstehen, heißt, es mit etwas Selbsterlebtem in Beziehung setzen können. Schon der mechanistische Ansatz der klassischen Physik lief auf den Versuch hinaus, die Welt vom Erlebbareren her verständlich zu machen, indem sie deren kleinsten Bestandteilen Tastsinn-Qualitäten zuschrieb.

Diese Basis erwies sich als zu schmal, und so verfiel man auf eine Geometrisierung: eine mehrdimensionale Darstellung in Anlehnung an den Gestaltsinn des Auges. Als eine Anlehnung an die Klang-Qualitäten des Gehörs kann die sog. "Wellenmechanik" aufgefaßt werden. Die Beziehung zwischen einer Ladung und ihrem Feld wiederum erinnert an den Simultankontrast des Farbensehens, wo eine starke Farbe andere Farben um so stärker umpolt, je näher sie ihr sind. Und die Vielfalt der chemischen Substanzen spiegelt sich am besten im Geruchs- und Geschmackssinn.

Aber nicht nur die Sinneseindrücke können als Teile der Erlebniswelt als Verständnisbasis für nicht direkt Erlebbares dienen.

Daß wir uns als Ganzheit erleben, macht uns die Ganzheitlichkeit der Gebilde aller Daseinstufen verständlich. Daß unser Zeiterleben aus einer Kette von Augenblicken besteht, bringt uns ihren Eigenfrequenz-Charakter nahe. Daß wir in uns selber Triebkräfte fühlen, macht uns die Naturkräfte vertraut.

Das, was Fechner "Psychophysik" nannte, ist somit der Schlüssel zu einem vertieften Weltverständnis von der Psychologie aus über die Biologie bis hinunter zu den Materiebausteinen.

So rief ich 1954 die Psychophysikalische Gesellschaft ins Leben, um, gestützt auf eine solche Forschungsgemeinschaft mit eigenem Mitteilungsblatt, in dieses Neuland auf breitester Front eindringen zu können.

2. Vom Stufenbau unserer Welt

Das erste, worauf ich bei Antritt meines erfahrungswissenschaftlichen Weges stieß, war, wie gesagt, die Entdeckung, daß unsere Welt stufenförmig aufgebaut ist. Erst Jahre später las ich, daß Zeno Bucher und Alois Wenzl schon lange vor mir zu ähnlichen Ergebnissen gekommen waren. Das ist ja ein Charakteristikum der erfahrungswissenschaftlichen Methode, daß jeder, der sie anwendet, unabhängig von seinem Ausgangspunkt zu den gleichen Resultaten kommen muß.

Diese Einsicht in den hierarchischen Aufbau unserer Welt aus Ganzheiten bzw. Individuen verschiedener Stufe steht in krassem Gegensatz zu den immer noch anhaltenden Versuchen vieler Forscher, alle Ganzheiten von ihren Teilen her zu verstehen. Eine erste diesbezügliche Übersicht von mir unter dem Titel "Vom Bau unserer Welt" brachte der Bayerische Rundfunk am 21.01.1954:

"Erinnern Sie sich noch, als man uns lehrte, wir selbst und alle Dinge beständen aus kleinsten, unteilbaren und undurchdringlichen Körperchen, den Atomen? Und als man dann entdeckte, daß diese Atome weder unteilbar noch undurchdringlich waren, sondern wie Planetensysteme aus kreisenden Elektronen und ruhendem Kern aufgebaut wurden? Als man dann fand, daß diese Elektronen keine echten Körperchen mehr sind, und man auch ihre Bahnbewegungen nicht wörtlich nehmen durfte, gaben die meisten es auf, die Suche nach dem Wesen der Dinge fortzusetzen, das hinter den abstrakten Formeln steckt.

Fassen wir zusammen, was wir heute vom Wesen der Dinge wissen, so können wir sagen: Die Welt ist stufenförmig aufgebaut und diese Stufen sind von Individuen bevölkert.

Mit Individuum meinen wir den Gegensatz zu formloser Masse. Individuen lassen sich zählen und voneinander abgrenzen, sie zeigen einen inneren Zusammenhalt und haben gewisse artcharakteristische Eigenschaften. Sie treten stets als Einheiten auf, ganz oder gar nicht. Dies sind die Charakterzüge, die wir an Individuen aller Stufen beobachten, während wir zusätzliche Eigenschaften wie Unterscheidbarkeit voneinander, Stoffwechsel etc. nur auf den höheren Stufen treffen.

Wenn wir von zwei aufeinanderfolgenden Daseinsstufen sprechen, so

meinen wir damit zwei Arten von Individuen, von denen die eine Art der anderen Art als Baumaterial dient, wobei dieser Zusammenschluß der niederen Individuen zu einem höheren zugleich zu grundsätzlich neuen Erscheinungen führt. Nach diesem Gesichtspunkt können wir mindestens acht grundsätzlich verschiedene Daseinsstufen unterscheiden, von denen sich eine auf der anderen aufbaut.

Die unterste Stufe sind sie sog. Wirkungsquanten: Es sind dies Einzelereignisse, ohne Beständigkeit und ohne feste Form. Die für das Individuum charakteristische Substanz ist hier noch keine unmittelbar erlebbare Eigenschaft, sondern vielmehr das Produkt aus zwei solchen Eigenschaften, ähnlich wie ein auf den Boden verschüttetes Glas Wasser je nach den Umständen eine längliche oder runde Wasserlache bilden kann, während die von ihr eingenommene Fläche, also das Produkt aus ihrer Länge und Breite, nur von der Gesamtmenge des verschütteten Wassers abhängt. So stellt sich ein Wirkungsquantum, also ein solches Elementarereignis, als Produkt aus verschiedenen Merkmalen dar: Nämlich als Produkt aus Energie und Dauer, als Produkt aus Stoßkraft und Ausdehnung, und endlich als Produkt aus einer elektrischen und einer magnetischen Größe.

Die zweitunterste Daseinsstufe bilden die Elementarteilchen. Ein Elementarteilchen ist eine Aufeinanderfolge von Wirkungsquanten. Mit ihnen tritt das Phänomen der Beständigkeit auf, das unserer Vorstellung von Materie zugrundeliegt.

Echte, d.h. nicht weiter teilbare Elementarteilchen sind wahrscheinlich nur die Elektronen - das, was sich in unseren elektrischen Leitungen bewegt und ihr Gegenstück, die sog. Positronen, die in der Natur nur ganz selten auftreten. Alle anderen sog. Elementarteilchen wie die sog. Photonen, von denen die Lichterscheinungen herrühren, oder die Bestandteile der Atomkerne, verhalten sich in gewisser Hinsicht wie zusammengesetzte Gebilde, ähnlich wie die Atomkerne selbst, der Sitz der Atomenergie. Aber ihre Bestandteile haben einen guten Teil ihrer Individualität eingebüßt: sie sind wohl noch abzählbar, aber nicht mehr gegeneinander abgegrenzt. Erst in Atomen und ihren Verbänden, den Molekülen, haben wir einen Zusammenschluß mehrerer Einheiten unter Wahrung ihrer Individualität zu einer

räumlichen Struktur und damit eine neue Daseinsstufe vor uns, die dritte in unserer Zählung.

Aber auch die Atome und Moleküle sind noch nicht das, was wir als Körper kennen. Sie sind noch nicht dauernd lokalisiert, befinden sich also in einer Art 'Vorverkörperungszustand', aus dem sie nur hie und da auftauchen zum Zweck eines Energieaustausches mit ihrer Umgebung. Erst wo ein Molekülverband so groß ist, daß die Auftauchprozesse seiner Mitglieder sich überlagern, wird er räumlich fixiert. Erst damit erlangt er ein eigentliches Da-Sein und erreicht damit die Körperstufe.

Auch die Körper sind Individuen. Nicht nur der wohlausgebildete Kristall, der sich zur Kugel rundende Tropfen oder die aufsteigende Gasblase, sondern auch jeder Stein und jedes Stück Metall; denn die Kriterien der Abzählbarkeit, der Abgegrenztheit und des inneren Zusammenhalts gelten auch hier.

Über die Körperstufe hinaus kennt die Physik und insbesondere die Meteorologie noch eine höhere Klasse von Individuen: Individuen mit Stoffwechsel, während die Körper ihren Molekülzustand im Großen und Ganzen 'zeitlebens' beibehalten. Es sind dies die Reaktionsherde, die Strömungen und Wirbel. Wolkengebilde und Taifune, die großen wetterbestimmenden Tiefdruckgebiete, die Flamme und alle Flüsse unserer Erde gehören zu dieser Gruppe von Individuen, für welche die Bezeichnung 'Dynamiden' vorgeschlagen wurde.

Die nächste Daseinsstufe, die wir beobachten, ist die lebende Zelle, wenn wir auch die Art, wie sie sich auf der Stufe der Dynamiden aufbaut, noch nicht kennen. Das wichtigste neue Moment, das mit dieser Daseinsstufe in Erscheinung tritt, ist die Vererbung und ihre Wandelbarkeit durch "die sog. Mutationen.

Wo wir bei Vielzellern nicht mehr finden als ein unbewußtes Ausleben der im Zellkern verankerten Eigenschaften, wie bei den Pflanzen, haben wir keinen Grund, ihnen eine überbiologische Daseinsstufe zuzuschreiben. Erst mit dem Bewußtwerden der Lebensvorgänge haben wir es mit einer höheren Stufe zu tun: dem Persönlichkeitsniveau. Es fehlt nicht an Anzeichen, daß auch bei Tieren Ansätze dafür vorhanden sind, wenn es vielleicht auch erst im Menschen dominant wurde.

Stehen wir damit am Ende? Sind wir wirklich der Gipfel, über den

hinaus es nichts weiter gibt? Die Existenz einer höheren Daseinsstufe macht sich jeweils schon in der darunterliegenden bemerkbar durch den Trieb zur Einordnung in eine höhere Einheit: des Elementarteilchens in einen Atomverband, des Moleküls in einen Körperverband u.s.f. Jeder Hinweis auf einen Trieb der Einzelpersönlichkeit zur Einordnung in eine höhere Einheit ist somit ein Hinweis auf die Existenz einer höheren Daseinsstufe.

Damit die übergeordnete Einheit jedoch wirklich als eine h ö h e r e Daseinsstufe angesprochen werden kann, muß sie etwas prinzipiell Neues enthalten. Den bekannten Gemeinschaftsbildungen unter Tieren und Menschen fehlt dies prinzipiell Neue: Diese Rudel, Gruppen und Staaten zeichnen sich vor der Einzelperson nicht mehr aus, als ein mehratomiges Molekül gegenüber einem einatomigen: Auch die Gemeinschaften unterscheiden zwischen Eigenem und Fremden, Freunden und Feinden und suchen ihre Eigenart überall zur Geltung zu bringen. Dagegen sind alle Regungen im Menschen, welche auf das Absolute, Allgemeingültige, Allumfassende hinauslaufen, also alles Streben nach Schönheit, Erkenntnis und Harmonie, Hinweise dafür, daß etwas Neues aufzutauchen beginnt, dessen Umrisse wir bis jetzt nur ahnen."

Eine ausführlichere Darstellung veröffentlichte ich 1954 in "Natur und Kultur", die ich hier auszugsweise wiedergebe:

"Seitdem die Weiterentwicklung der Naturwissenschaft den Rahmen der mechanistischen Theorien gesprengt hat, welche ihr bei ihrer Entfaltung als Richtlinien gedient haben, ist eine neue zusammenfassende Deutung des gewaltig angeschwollenen Materials noch nicht wieder gelungen. Es mag dies damit zusammenhängen, daß gerade in der Physik, von welcher der letzte Deutungsversuch seinen Ausgang genommen hat, gegenwärtig die Tendenz besteht, sich mit der mathematischen Formulierung der in ihrem Bereich gefundenen Beziehungen zu begnügen.

Dies ist ein Mangel, der überwunden werden muß, wenn die Forschung nicht eines ihrer wichtigsten Hilfsmittel verlieren will. Daß bis jetzt noch jeder Versuch einer Gesamtdeutung in seiner Lebensdauer begrenzt war, spricht nicht gegen seinen bleibenden Wert. Dieser besteht darin, daß er dem Forscher die Augen für vorher unbeachtete

Naturerscheinungen geöffnet oder ihn zu neuen experimentellen Fragestellungen an die Natur veranlaßt hat. So verhalf die zugrundeliegende Theorie in jedem Falle zu einer Kenntnisbereicherung, ob nun die Antwort der Natur verneinend ausfiel oder zu neuen Fragen anregte.

Auch hatte fast jeder Deutungsversuch, der sich eine Zeitlang als fruchtbar im eben besprochenen Sinne erwiesen hat, einen wahren Kern. Ließ eine Gegentheorie gar nichts mehr von ihm übrig, so erwies sich meist auch diese Gegentheorie früher oder später als unvollständig, und das Ergebnis war eine umfassendere Theorie, in der beide Antipoden als Spezialfälle ihren Platz erhielten. So glaubte in der Farbentheorie erst Goethe den Newton und dann Ostwald den Goethe widerlegt zu haben, während wir heute wissen, daß die drei zwar die gleichen Worte gebrauchten, aber von ganz verschiedenen Phänomenen sprachen, wobei jeder das von ihm ins Auge gefaßte Phänomen richtig beschrieben hat. Oder denken wir an den Streit zwischen Newton's Korpuskulartheorie und Huyghens' Wellentheorie des Lichtes, der nun durch die Schröder'sche Wellenmechanik beigelegt ist. Selbst Stahl's Phlogistontheorie, wonach bei Verbrennung dem Stoff ein geheimnisvolles Etwas entweicht, und die seit der Aufklärung der Verbrennung als einer Vereinigung mit dem Luftsauerstoff vielfach als Schulbeispiel einer falschen Theorie angesehen wurde, gewinnt im Lichte der Kernphysik ein anderes Gesicht. Heute wissen wir, daß tatsächlich bei jedem Verbrennungsvorgang ein Etwas entweicht, nämlich die in den Partnern gespeicherte Energie, welche einer gewissen, wenn auch sehr kleinen Stoffmenge gleichwertig ist.

Die experimentellen Fragestellungen an die Natur, zu welchen das mechanistische Weltbild angeregt hatte, haben selbst zu seiner Verneinung geführt. Das vorangegangene naturphilosophische Weltbild kannte keine solchen exakten Fragestellungen, das war seine Schwäche. Aber sein Ideeninhalt ist noch unüberwunden, nur daß man in der Erfolgszeit des mechanistischen Weltbildes glaubte, ihn entbehren zu können. Die heute beobachtbaren Ansätze zu einer neuen Gesamtschau haben mit der alten 'Psychophysik' Fechner's manches gemeinsam. So schrieb Eddington in seinem Buch vom Weltbild der Physik etwa folgendes: Das Einzige, was wir vom Wesen der Atome wissen, ist, daß

sie wenigstens an einer Stelle der Welt, nämlich im menschlichen Gehirn, Träger seelischer Vorgänge sein können. Und nach P. Jordan schien früher die Psychologie ein kleiner Teil der Physik zu sein, nämlich die Physik des menschlichen Gehirns. Jetzt dagegen könne man mit mehr Recht die Physik als einen kleinen Teil der Psychologie betrachten, nämlich als die Psychologie des Laboratoriums.

Als Wegbereiter für eine neue Deutung ist auch A. Einstein zu betrachten, obgleich er selbst über die mathematische Formulierung nicht hinausgeht, denn er öffnete uns den Blick dafür, daß die Welt ein viel höherdimensionales Gebilde ist als unser in Höhe, Länge und Breite sich erschöpfender Vorstellungsraum. Auf der anderen Seite hat die Psychoanalyse von Freud, Jung und in letzter Zeit R. Hubbard neue Wege erschlossen und die schon von Drummond konzipierten 'Naturgesetze in der Geisteswelt' immer mehr präzisiert. Die Einsicht endlich, daß wir es in allen Daseinsbereichen mit ganzheitlichen Individuen zu tun haben, wurde von den Molekülen über die Atome und Elementarteilchen abwärts bis auf die Planck'schen Wirkungsquanten ausgedehnt und nach oben zu von A. Schmauß und P. Raethjen auch auf die meteorologischen Erscheinungen angewendet. Gleichzeitig wird sie auf den höchsten Daseinsstufen durch die 'Ganzheitspsychologie' und v. Uexküll's Umweltslehre wieder in ihre Rechte eingesetzt. Die Unterscheidung verschiedener Daseinsstufen findet man bereits bei N. Hartmann, doch mußte er als Philosoph sich im physikalischen Bereich mit dem bloßen Hinweis begnügen.

Nach dem Weltbild der klassischen Physik schienen die Eigengesetzlichkeiten der höheren Daseinsstufen eine Illusion, da man deren Verhalten lückenlos aus den Gesetzmäßigkeiten der untersten Stufe erklären zu können glaubte. Dies setzte einen strengen physikalischen Determinismus voraus, der durch Heisenberg's 'Unbestimmtheitsrelation' den Todesstoß erhielt.

Diese Konzeption der 'Daseinsstufen' ist es nun, welche eine einheitliche Weltanschauung auf neuer Basis möglich macht.

Die I. Stufe.

Beginnen wir mit der untersten Stufe, welche die Naturwissenschaft kennt, dem sog. Wirkungsquantum. Man könnte es das 'Wechseltierchen'

der Physik nennen. Wie das wirkliche Wechseltierchen, die einzellige Amöbe, noch alle Formmöglichkeiten in sich enthält, ohne sich auf eine bestimmte Länge oder Breite festgelegt zu haben, so enthält das Wirkungsquantum alle Möglichkeiten hinsichtlich Raum, Zeit, Energie usw. in sich, ohne auf einen bestimmten Raum, eine bestimmte Zeit, eine bestimmte Energie usw. festgelegt zu sein. Und wie für das Wechseltierchen das einzig Feststehende sein Rauminhalt ist, und dieser das Produkt ist aus Durchmesser und Querschnitt, so ist auch für das Wirkungsquantum nur das Produkt aus je zwei Eigenschaften gleichbleibend, z.B. das Produkt aus seinem Energieinhalt und der Zeitspanne seines Auftretens.

Wir sehen also, daß schon die unterste Daseinsstufe weit über das hinausreicht, was in unseren Vorstellungsraum hineingeht. Nur dadurch können wir es kennenlernen, daß wir beobachten, wie sich ihre verschiedenen Seiten in ihm abbilden.

Daß das Wirkungsquantum das Produkt aus Energie und Zeit ist, heißt, daß die Energie die Menge der Wirkungsquanten pro Sekunde darstellt, also die Wirkungsquanten-Stromstärke. Grundsubstanz der physikalischen Welt sind also die Wirkungsquanten. Wo diese in kurzen Abständen aufeinanderfolgen, haben wir hohe Energie. Wenn dagegen die Abstände wachsen, nimmt die Energie ab. Diese Wirkungsquanten liegen allen Vorgängen zugrunde. Da nun sie selbst nicht teilbar sind, kann man einen Vorgang höchstens auf ein Wirkungsquant genau bestimmen; das ist der unvermeidliche Spielraum. Gelingt es uns z.B., die Energie eines Zustands sehr genau zu messen, dann entspricht diesem geringen Spielraum an Energie ein großer zeitlicher Spielraum, denn das Wirkungsquantum ist ja das Produkt aus beidem. Zwingen wir aber ein Ereignis innerhalb einer sehr kurzen Zeitspanne herbei, so können wir nach demselben Prinzip die dabei auftretende Energie nur ungenau vorhersagen.

Doch woher kommt dieser Wirkungsquantenstrom und wohin geht er? Die Annahme, daß eine beobachtete Erscheinung aus dem Nichts komme und in das Nichts gehe, hat sich in der Wissenschaft noch nie als fruchtbar erwiesen. Da wir uns nun schon von der Vorstellung freigemacht haben, daß es eine über unseren Vorstellungsraum

hinausreichende Wirklichkeit nicht geben könne, bleibt uns nichts anderes übrig, als der Stromrichtung der Wirkungsquanten eine eigene nichträumliche Dimension zuzuordnen. Da alle Bewegung relativ ist, können wir das auch so auffassen, daß unser gesamter Vorstellungsraum sich durch eine ruhende Welt von Wirkungsquanten hindurchbewegt. So wollen wir die unserer eigenen Bewegung entgegengesetzte Richtung des Wirkungsquantenstromes die Zeitstromrichtung und die zugehörige Dimension die Zeitdimension nennen. Das Zeitintervall zwischen Auftauchen und Verschwinden eines Wirkungsquantums ist dann ein Maß für seine Ausdehnung in der Zeitdimension.

Der Rauminhalt eines Wechseltierchens (Einzellers) ist von vorn gesehen das Produkt aus Höhe und Grundfläche. So ist ein Wirkungsquantum nicht nur das Produkt aus Energie und Zeit, sondern zugleich auch das Produkt aus Umfang und Impuls in allen drei Raumrichtungen. Ja, obendrein ist es auch noch das Produkt aus elektrischer Ladung und magnetischer Polstärke. Zählen wir alle diese Dimensionen, räumliche und nichträumliche, zusammen, die zur Charakterisierung eines Wirkungsquantums gehören, so ergibt sich die Zahl 10.

Die II. Stufe.

Ein einzelnes Wirkungsquantum erleben wir nicht als ein Gebilde von Bestand, sondern als ein einmaliges Ereignis, denn nur während seines Durchgangs durch unseren Erlebnisraum ist es für uns da. Erst das, was die Physik Elementarteilchen nennt, ist für uns dauerhaftes Gebilde. Die Elementarteilchen sind Ketten von Wirkungsquanten. Die Kettenlänge entspricht ihrer Lebensdauer, die Passierzeit der einzelnen Wirkungsquanten ist dann eine Einzelperiode, die Schnelligkeit ihrer Aufeinanderfolge wird zur Frequenz.

Die Elementarteilchen sind zugleich mehr als nur eine Summe von Wirkungsquanten. Sie sind geschlossene Einheiten mit besonderen Eigenschaften, die über die Wirkungsquantenwelt hinausreichen. Um all ihre Merkmale und gegenseitigen Wirkungen in Dimensionen darzustellen, braucht man für jedes einzelne Elementarteilchen eine eigene 10-dimensionale Welt. Die II. Daseinsstufe ist also in der I. nicht unterzubringen, so wenig wie diese in unserem Erlebnisraum unterzubringen war. Sie ist nur darauf projiziert. Dieses in Wahrheit 'Außerhalb-Stehen'

geht, noch deutlicher als aus dieser Dimensionsbetrachtung, aus der Tatsache hervor, daß durch die 10 Qualitäten der Wirkungsquantenwelt nur die Auftauchwahrscheinlichkeit eines Elementarteilchens, nicht aber dieses selbst dargestellt werden kann. So hat jedes Teilchen seine Welt für sich, und die Wirkungsquantenwelt ist nur der Verbindungsbereich zwischen diesen Einzelwelten.

Die Beziehung zwischen der Geschwindigkeit des Teilchens selbst, der Wanderungsgeschwindigkeit der Gebiete seines wahrscheinlichsten Auftauchens, d.h. seiner Materiewellen, und der Geschwindigkeit unseres Vorstellungsraumes in Zeitrichtung läßt sich am besten durch eine kleine Skizze veranschaulichen. Zeichnen Sie auf kariertem Papier in einem zwei Finger breiten Abstand voneinander zwei dicke parallele Striche und denken Sie sich unseren Vorstellungsraum in zwei verschiedenen Zeitpunkten durch diese Striche repräsentiert. Dann zeichnen Sie, ein wenig schräg gegen die Senkrechte, eine gestreckte Kettenlinie von lauter gleichgroßen Kreisen von Linsenformat quer durch diese beiden dicken Striche, welche die Wirkungsquantenkette eines Elementarteilchens darstellt, dazu wie Fischgräten durch den Mittelpunkt jedes Kreises je eine zur Kettenlinie senkrechte dünne Linie. Dies sind dann die Kämme der Materiewellen. Nun entspricht der Abstand der beiden dicken Linien der Geschwindigkeit unseres Vorstellungsraumes in der Wirkungsquantenwelt, die Verschiebung des Schnittpunktes der Kettenlinie auf der Linie des Vorstellungsraumes repräsentiert die Geschwindigkeit des Elementarteilchens, und die Verschiebung des Schnittpunktes eines Wellenkammes mit dem Vorstellungsraum stellt die Materiewellengeschwindigkeit dar. Aus dieser Skizze ergibt sich, daß die Teilchengeschwindigkeit sich zur Geschwindigkeit unseres Vorstellungsraumes verhält wie diese zur Wellengeschwindigkeit. Zugleich erweist sich dabei die Geschwindigkeit unseres Vorstellungsraumes als mit der Lichtgeschwindigkeit identisch.

Beschleunigt man ein Elementarteilchen, so wächst bekanntlich mit der Bewegungsenergie auch seine Masse. Die etwas kompliziert aussehende Formel für diese Beziehung läßt sich wiederum durch eine einfache Skizze ersetzen: Nehmen Sie wieder Ihr Karopapier und zeichnen Sie über einer Basis von 10 Karos als Einheit ein rechtwink-

liges Dreieck. Der eine Schenkel des rechten Winkels verhält sich dann zur Basislänge wie die Ruhemasse zur bewegten Masse, während der andere Schenkel sich zur Basislänge verhält wie die Geschwindigkeit des Elementarteilchens zur Lichtgeschwindigkeit.

Während die Atomkerne ihre Bestandteile so weitgehend eingeschmolzen haben, daß sie beinahe nur als eine höhere Art Elementarteilchen angesprochen werden können, sind andererseits auch ihre Bestandteile nicht einheitlich im strengen Sinne: das 'Neutron' sowohl wie das 'Proton' haben ein so hohes magnetisches Moment, wie es nur erklärbar ist, wenn ein sog. Meson in ihnen vorkommt. Und die 'Photonen', die Träger des Lichtes, verhalten sich in vieler Hinsicht wie Elementarteilchenzwillinge. So ist man berechtigt, Photonen, Elektronen, Mesonen, Kernteilchen und Atomkerne gemeinsam als Repräsentanten der II. Daseinsstufe aufzufassen.

Die III. Stufe.

Erst mit den Atomhüllen und den Molekülen tritt ein neues Prinzip auf den Plan: Das Zusammentreten von Einzelteilchen unter Wahrung ihrer Individualität zu einer räumlichen Struktur: Kern und Hülle, wozu bei den Atomverbänden, den Molekülen, auch noch ein Gerippe aus Atomkernen tritt, während die Elektronen gleichsam die verbindenden Weichteile bilden. So stehen wir wieder einer Fülle neuer Merkmale gegenüber, die in der Welt der Elementarteilchen nicht unterzubringen sind. Jedes Atom und Molekül ist eine Elementarteilchenwelt für sich, und nur wo zwei miteinander in Energieaustausch treten, verschmelzen zwei dieser Welten zu einer. So sind auch die Atome und Moleküle meistens 'abwesend' und nur durch ihre Auftauchwahrscheinlichkeiten vertreten. Das ist hier besonders merkwürdig, wo es sich um räumliche Strukturen handelt, während man die Elementarteilchen, bei denen wir dies Verhalten erstmalig kennenlernten, wenigstens annähernd als punktförmig betrachten konnte. So nimmt sich das Molekül ganz verschieden aus, je nachdem wir es vom Standpunkt seiner eigenen Elementarteilchenwelt oder vom Standpunkt unseres Vorstellungsraumes aus betrachten. In seiner eigenen Welt sind seine Elementarteilchen aufgetaucht, denn deren unaufhörlicher gegenseitiger Energieaustausch ist ja die Voraussetzung für seinen inneren Zusammenhalt. In unserem

Vorstellungsraum dagegen sind weder seine Elementarteilchen noch es selber aufgetaucht, wenn es nicht gerade mit einem verbandsfremden Teilchen in Wechselwirkung tritt.

Bei den Atomen sowie bei den 2- oder 3-atomigen Molekülen ist der Gesamtverband kaum größer als der Auftauchbereich eines seiner Teile, wie aus der eingangs besprochenen Beziehung zwischen Impuls und Umfang folgt. Erst die Kettenmoleküle wachsen darüber hinaus. Solange aber der entstehende Komplex nur zeitweise mit seiner Umgebung in Wechselwirkung tritt und somit den Hauptteil der Zeit 'abwesend' ist, bringt die Gruppenbildung nichts prinzipiell Neues.

Wenn nur jeder nach außen wirksame Energieumsatz als Auftauchprozeß aufgefaßt werden darf, wird man die gaskinetisch errechneten gegenseitigen Zusammenstöße der Moleküle im Temperaturgleichgewicht in Abwesenheit eines Detektors für die sog. Brown'sche Bewegung (die im Mikroskop beobachtbare Zitterbewegung von Rauchteilchen) ebenso wie ihre reaktionskinetisch errechneten, im Gleichgewicht einander kompensierenden Hin- und Rück-Reaktionen als bloß virtuelle Vorgänge auffassen müssen, die mit keinem Auftauchakt verbunden sind. Nur den kleinen Bruchteil der Moleküle eines Körpers, der sich bei Vorhandensein eines Energiegefälles jeweils am Ausgleichsprozeß beteiligt, wird man, für die Dauer des Beteiligungsaktes, als aufgetaucht und damit lokalisiert betrachten dürfen.

Die IV. Stufe.

Die nächste Daseinsstufe, nämlich ein wirkliches Da-Sein, ist erst dort erreicht, wo ein Molekülkomplex so groß ist oder in so lebhaftem Energieaustausch mit der Umwelt steht, daß die Auftauchprozesse sich überlagern und ihn damit örtlich fixieren. Es ist zugleich das Stadium, in dem ein stofflicher Komplex als eigene sog. Phase angesprochen werden kann.

Jeder Körper hat eine Fülle von Merkmalen, die ihn über die Molekülstufe hinausheben, Merkmale, die es in der Welt der Moleküle nicht gibt und die zu ihrer Darstellung zahlloser weiterer Dimensionen bedürften. Die Körperwelt ist also in der Molekülwelt nicht unterzubringen; wohl aber umfaßt die Körperwelt auch die Welt der Moleküle. Noch weniger als in die Molekülwelt geht die Körperwelt in unseren

3-dimensionalen Vorstellungsraum hinein und ist daher nur auf ihn abgebildet. Darüber darf einen die Ortsgebundenheit des Körpers im Gegensatz zur Ortsungebundenheit des Moleküls nicht hinwegtäuschen: Das Da-Sein des Körpers gegenüber dem nur gelegentlichen Auftauchen des Moleküls ist eine zusätzliche Errungenschaft, keine Einbuße an Merkmalen. Konnte man die Moleküle noch als bloße Vertreter ihrer Art ohne eigene Besonderheit betrachten, so ist mit der Körperbildung bereits der erste Schritt zur Individualität getan: kein Sandkorn der Wüste gleicht dem anderen völlig. Jedes ist in gewissem Grade bereits eine einmalige, verkörperte Idee, allein schon durch die Besonderheiten seiner Gestalt und inneren Struktur, aber auch im zeitlichen Ablauf seines Daseins und seiner Erlebnisse mit Licht, Wärme und bewegenden Kräften.

Die V. Stufe.

Jenseits der Körperstufe wird meist gleich die Biologie genannt. Aber baut die lebende Zelle sich wirklich unmittelbar auf der Körperwelt auf? Offenbar gibt es hier noch eine Zwischenstufe, und das ist die Welt der Strömungen und Reaktionsherde, für welche die Flamme das bekannteste Beispiel ist. Wodurch unterscheidet sich denn eine Flamme so grundsätzlich von einem Körper? Besteht nicht auch sie aus einer Vielzahl von Molekülen? Hat nicht auch sie eine charakteristische Gestalt? Steht nicht auch sie in ununterbrochenem Energieaustausch mit der Umwelt, was sie von der Molekülstufe unterscheidet? Gewiß, all diese Eigenschaften hat die Flamme auch, aber sie ist zugleich mehr: Was für einen Körper aktiver Ausnahmezustand ist, die innere Bewegung, das ist ihr Grundzustand. Sie ist Durchgangsgebiet einer ununterbrochenen Kette von Körpern, festen, flüssigen oder gasförmigen, während ein Körper normalerweise während seines ganzen Daseins seinen Molekülzustand beibehält. Dies stempelt die Flamme zu einem Individuum höherer Ordnung. Ihr Verhältnis zur Körperstufe ist etwa das gleiche wie das eingangs besprochene Verhältnis der Elementarteilchen zu den Wirkungsquanten, deren Durchstromgebiete sie darstellen. Auch die Glut unter der Asche und Bereiche aufwirbelnder Luft haben die Charakteristika von Reaktionsherden: den Stoffwechsel und den dynamischen Eigenwuchs. Im offenen Holzfeuer sehen wir die drei in Lebensgemein-

schaft: Die langsam über das Holz kriechenden Glutherde sorgen für eine gewisse Vorverdauung des Holzes und geben der Flamme die gasförmige Nahrung, die sie zum Leben braucht. Sie selbst liefert dem aufwirbelnden Luftstrom, einem Miniatur-Zyklon, die für sein Dasein nötige Energie, und er wiederum hilft den Glutherden und der Flamme bei der Herbeiführung von Frischluft. Freilebende Luftwirbel mit Stoffwechsel, also Individuen der V. Stufe, sind auch die Einzelwolken und die großen, wetterbestimmenden Tiefdruckgebiete. Auch die Flüsse gehören zu dieser Daseinsstufe, denn auch sie sind durch Stoffwechsel und dynamischen Eigenwuchs gekennzeichnet. Selbst eine arbeitende Verbrennungsmaschine beherbergt ein solches Individuum, wenn auch in gefesselter Form.

Als Sammelbegriff für Individuen der V. Stufe möchte ich das Wort 'Dynamiden' vorschlagen. Die sie kennzeichnenden Qualitäten reichen ebenso weit über die Körperstufe hinaus wie die Merkmale der Körperstufe über die Molekülstufe. Das mit der Körperstufe erreichte Da-Sein haben sie beibehalten. Da die Körperwelt zu ihrer Charakterisierung nicht ausreicht, obwohl sie, um in Erscheinung zu treten, auf die Körperwelt angewiesen sind, kann man ihr Da-Sein, zum ersten Mal in der zurückgelegten Stufenfolge, im wahren Sinne des Wortes eine Verkörperung nennen.

Ob nicht auch die Viren, jene geheimnisvollen Zwischendinge zwischen Biologie und Chemie, zu den Dynamiden zu rechnen sind, wenigstens im Stadium ihrer Selbstvermehrung? Im kristallisierten Zustand gehören sie zweifellos nur der Körperstufe an und in einer Flüssigkeit, die ihnen keine Nährstoffe bietet, sogar nur der Molekülstufe. Das Virusmolekül wäre somit nur die Basis, auf der unter geeigneten Bedingungen ein Kristallindividuum oder gar eine Dynamide geboren werden kann, wie das Feuer im Ofen."

Zu dieser ersten Stufeneinteilung kamen später noch einige Verbesserungen hinzu: So folgen auf die Wirkungsquanten bzw. die Einzel-Ereignisse als nächste Stufe noch vor den Elementarteilchen die Energiequanten, weil diese bei Wechselwirkungen zwar nicht ihre Individualität, wohl aber ihre Substanz erhalten. Ferner sind zu den Dynamiden nicht nur die abbauenden, sondern auch kristallaufbauende

Prozesse zu rechnen. Und als charakteristisch für ein Lebewesen erkannte ich das ihm innewohnende Programm. Auch muß dem Tier gegenüber der Pflanze eine höhere Stufe zuerkannt werden, da ein Umwelt-Erlebnis offenbar erst auf Seelenniveau auftritt.

Dieser Stufenbau setzt, wie gesagt, einen gewissen Spielraum im Naturgeschehen voraus, wie Heisenberg ihn tatsächlich entdeckt hat. Davon handelte ein anderer Rundfunkbeitrag von mir (26.04.54):

"Der Spielraum im Naturgeschehen gehört zu den frühesten Eindrücken des beobachtenden Menschen. Lange ehe er gesetzmäßigen Zusammenhängen auf die Spur kam, trat das Unberechenbare in sein Bewußtsein und formte sich ihm zu Gestalten, die ihm wesensverwandt waren: Abbilder des Urerlebnisses seiner eigenen Freiheit. Erst vor wenigen Jahrhunderten begann der Eindruck einer allumfassenden Gesetzmäßigkeit lawinenartig zu wachsen, die Spielraumeindrücke unter sich begrabend. So herrschte lange Zeit ein schmerzlicher Zwiespalt: Hier die unmittelbare Gewißheit sinnvoller Zusammenhänge und einer Kette von Ursachen und Wirkungen im Bereich menschlicher Werte, dort die starren und unpersönlichen Gesetze, für welche diese ganze Menschenwelt der Werte und des Sinns nicht existierte.

Während aber die Flut mechanisierenden Denkens von der Physik ausgehend über die Ufer trat und, die Randgebiete überschwemmend, selbst in Biologie und Psychologie, die Hochburgen der Freiheit, eindrang, setzte in der Physik bereits eine Gegenströmung ein. Aus dem Angriff wurde ein Rückzug. Schritt für Schritt verlor das mechanisierende Denken Boden an das Ungreifbare, das im Vordringen war. Die erste Bastion, die fiel, war die mechanische Vorstellung vom Weltäther, dem Träger des Lichtes und der Fernkräfte: dann löste sich die scheinbare Kompaktheit der Atome in eine von wenigen Kräftezentren beherrschte Leere auf. Schließlich entdeckte Planck, daß das Licht aus unteilbaren Einheiten besteht, und Einstein fand, daß diese Einheiten nahezu punktförmig sind, während man das Licht bisher nur als raumerfüllende Wellenbewegung gekannt hatte.

Dennoch riskierte man nicht gleich, an die damit vollzogene Widerlegung des starren Gesetzsschemas zu glauben, dessen Gültigkeit man so lange Zeit als selbstverständlich vorausgesetzt hatte. Erst

Heisenberg wagte es, sich durch Formulierung seiner berühmten Unschärferelation auf den Boden der neuen Tatsachen zu stellen. Daß man sich so sehr scheute und teilweise noch scheut, die Vorstellung einer starren physikalischen Gesetzlichkeit aufzugeben, liegt mit daran, daß viele nur blinden Zufall als Alternative sehen.

In Wirklichkeit aber verhält es sich umgekehrt: Erst durch diesen Spielraum im physikalischen Geschehen ist Platz geworden für das Mit-zur-Geltungkommen anderer als sinnleerer mechanischer Gesichtspunkte und damit all jener Sinngehalte, die unser menschliches Leben ausmachen. Ein solches Nebeneinander verschiedenartiger gesetzmäßiger Zusammenhänge, welche strenggenommen einander ausschließen, dank eines gewissen Spielraums kennt die Musik schon lange: Dürften doch die Tasten eines Klaviers strenggenommen nur zu einer einzigen Tonart passen, und nur die Zulassung einer kleinen Unschärfe ermöglicht die gleichzeitige Zugehörigkeit zu allen zwölf Tonarten.

In gleicher Weise erwiesen sich die beiden einander strenggenommen ausschließenden Aspekte des Lichtes: seine Auffassung als raumerfüllende Wellenbewegung und seine Auffassung als aus nahezu punktförmigen Einheiten bestehend, als vereinbar, wenn man die Existenz eines Spielraums von der Größe eines sog. Wirkungsquantums anerkennt. Wo aber überhaupt ein Spielraum ist, da können nicht nur zwei, sondern beliebig viele Zusammenhänge nebeneinander bestehen.

Umgekehrt kann man sagen: Wo im gleichen Geschehen zwei verschiedenartige Zusammenhänge beobachtbar sind, z.B. die unpersönlichen Beziehungen der Physik und die sinnerfüllten Zusammenhänge, welche den Inhalt unseres Lebens bilden, da muß es einen Spielraum geben, der dies Nebeneinander ermöglicht. Da wir nun in unserer menschlichen Umwelt beides beobachten können, haben wir damit den unwiderleglichen Beweis, daß der Spielraum im Naturgeschehen nicht auf die atomaren Bereiche beschränkt ist.

Wie aber ist das möglich? Bei der unvorstellbar großen Zahl von Atomen, welche selbst das kleinste mit bloßem Auge noch sichtbare Körperchen zusammensetzen, ist der Spielraum eines einzelnen Atomprozesses, also ein Wirkungsquantum, in unseren Umweltdimensionen prozentual gar nicht mehr nachweisbar, wenn er nicht einen unge-

heueren Verstärkermechanismus zur Verfügung hat. Und solche Verstärkermechanismen gibt es tatsächlich. Alles was wir an Wolkentröpfchen, an kristallisierten Körpern, an Luft- und Wasserwirbeln sowie an lebenden Organismen u.dgl. in der Natur vorfinden, sind die Resultate solcher Verstärkerprozesse. Bei der Veränderung der Erbanlagen durch eine einzige Atomreaktion im Kern einer lebenden Eizelle sehen wir einen solchen Vorgang in seiner ganzen Ausdehnung vor uns.

Überall ist hier das Individuum als Endstufe der Verstärkung des atomaren Spielraums zugleich das Maß des Spielraums auf seiner eigenen Daseinsebene: Warum ist jede Geschichtsprognose so unsicher? Weil ein einziger genialer Mensch den ganzen Weltlauf ändern kann. Warum begnügen sich die Biologen und Ärzte bei ihren Tierexperimenten nicht mit einem einzigen Versuchstier, statt Dutzende oder gar Hunderte zu opfern? Weil der Einzelfall eine Ausnahme sein kann und nur ein statistisch gesichertes Ergebnis verallgemeinernde Schlüsse erlaubt.

Nun gibt es aber, wie schon erwähnt, auch außerhalb der Biologie Gebilde von Individuumcharakter, wenn man darunter abzählbare, eigenständige Einheiten versteht. Flammen, Strömungen und Wirbel wie die wetterbestimmenden Tiefdruckgebiete sind solche Einheiten und haben mit den biologischen Individuen sogar den Stoffwechsel gemeinsam. Auch sie sind lawinenartig aus kleinsten Anfängen hervorge wachsen, auch sie repräsentieren also die Endstufe eines Verstärkungsprozesses, so daß auch hier das Einzelindividuum das Maß des Spielraums ist. Wundern Sie sich nun noch über die Unsicherheit der Wettervorhersage? In der Körperwelt ist es nicht anders: Ein einziges geladenes Atom kann zum Ansatzpunkt eines sichtbaren Tropfens werden, ein einziger, winziger Kristallkeim ist oft für das Erstarrungsbild eines ausgedehnten Körpers entscheidend, und der kleinste Anriß kann den Bruch eines dicken Stabes herbeiführen. Andere Spielraumprozesse sind die Passivierung und die Aktivierung von Körperoberflächen gegen chemische Einflüsse, die Durchwirbelung einer Luft- oder Wasserströmung, die spontanen Bewegungen eines Tieres und das Aufblitzen von Einfällen im menschlichen Bewußtsein.

Das Individuum als Maß des Spielraums kennen wir auch bereits im vorkörperlichen Bereich: So ist eine chemische Umsetzung höchstens bis

auf ein Molekül genau bestimmbar, und eine Strahlung höchstens bis auf ein Elementarteilchen genau meßbar. Noch eine Stufe tiefer haben wir das schon erwähnte Wirkungsquantum als Maß des Spielraums. Sollte auch dieses als Individuum, wenn auch als primitivste Erscheinung eines solchen, auffaßbar sein? Daß es eine abzählbare, eigenständige Einheit ist, das wissen wir, und die Tatsache, daß sich uns in der Atomphysik die Energie als Anzahl Wirkungsquanten pro Sekunde, also als Wirkungsquanten-Stromstärke, darstellt, öffnet uns ganz neue Perspektiven vom Bau unserer Welt.

Eine sehr wichtige Konsequenz hat die Anerkennung eines Spielraums für das Problem von Ursache und Wirkung. Nur in einer spielraumfreien Welt könnte ein unpersönliches Naturgesetz Ursache eines Einzelgeschehens sein. Sobald auch nur der geringste Spielraum besteht, hat eine gegebene Ursache mehr als eine mögliche Wirkung. Dann aber ist dies Naturgesetz nurmehr eine Wahrscheinlichkeitsregel. Dann ist es von ihm aus gesehen nicht weniger Zufall, wenn von den möglichen Geschehensweisen in einem bestimmten Falle diejenige zur Wirklichkeit wird, für welche die größte Wahrscheinlichkeit spricht, als wenn sich irgendeine andere, relativ unwahrscheinliche realisiert. Wir gewinnen somit die wichtige Erkenntnis, daß kein Naturgesetz Ursache eines Einzelgeschehens sein kann. Das Naturgesetz gibt Durchschnittswerte, der Einzelfall ist frei.

Wie wir sahen, ist der Spielraum der Gesetze, welche die unterste Daseinsstufe beherrschen, die Voraussetzung dafür, daß die Eigengesetzlichkeit der höheren Daseinstufen sich auswirken kann. So lebt der Gestaltungs- und Selbsterhaltungstrieb der Pflanzen und Tiere von dem Spielraum der physikalischen Gesetze. Obwohl diese neu hinzukommenden Gesichtspunkte eine Einschränkung der physikalischen Möglichkeiten bedeuten, wird der Spielraum im Naturgeschehen dadurch nicht aufgehoben. Erst auf der Persönlichkeitsstufe, also in unserem eigenen Inneren, kennen wir etwas, was keine unpersönliche Wahrscheinlichkeitsregel ist, sondern geeignet erscheint, Ursache eines Einzelgeschehens zu sein und damit die Unbestimmtheit zu beseitigen, nämlich ein bewußter Willensimpuls. Da aber unsere Fähigkeit zur Realisierung unserer Willensimpulse durch die Einfluß-Sphären anderer Persönlichkei-

ten begrenzt wird, bleibt auch hier ein Spielraum bestehen. Somit ist es 'Zufall' oder Sache eines höchsten Willens, was im Einzelfalle geschieht."

Einen Vorläufer dieser Zusammenschau bildete meine in Orion 1950 Nr. 11 erschienene Betrachtung "Geburtsprozesse im Anorganischen":

"Überall, wo Naturgebilde neu entstehen oder vergehen, sind die Gesetze der klassischen Physik nicht mehr zuständig. Dem Geschehen bleibt in seinem Ablauf vielmehr ein weiterer Spielraum. Solch ein 'Geburtsprozeß' im Bereich des Anorganischen ist etwa die Vereisung einer Wasserfläche oder die Bereifung eines Baumes nach einer kalten Nacht, das Zusammenballen von Wolken am schwülen Mittag oder das Auffrischen eines Windes, die Siedestöße im Kochtopf, wie das Zerspritzen eines Wasserstrahles, die Ribbildung in einem überlasteten Eisenträger, oder der elektrische Durchschlag eines Isolierstoffes. Der Ablauf eines solchen Prozesses läßt sich etwa bei der Kristallisierung einer Flüssigkeit gut verfolgen. Die meisten Flüssigkeiten sind mit feinen und feinsten Schwebstoffen durchsetzt, die eine größere oder geringere Neigung haben, beim Unterschreiten der Sättigungstemperatur als Ansatzpunkte, als 'Keime' einer Kristallbildung zu dienen. Doch auch in den staubfreien Zwischengebieten besteht unterhalb des Sättigungspunktes eine mit sinkender Temperatur wachsende Neigung zu einer spontanen Kristallisation, so daß auch bei genauester Kenntnis der Schwebstoff-Verteilung nur Wahrscheinlichkeitsbetrachtungen darüber möglich sind, welchen Ansatzpunkt die erste Keimbildung wählen wird, jedoch keine bestimmten Voraussagen. Mit der ersten Keimbildung aber ist das Schicksal weiter Bereiche besiegelt. Die Ansatzstellen sind allerdings hinsichtlich ihrer molekularen Kraftfelder sehr verschieden, was nicht ohne Einfluß auf die Ausbildung der daran entstehenden Kristalle ist. Auch für eine von allen Fremdstoffen befreite Flüssigkeit erreicht man keine eindeutige Vorhersagbarkeit des Kristallisationsergebnisses. Hat doch jedes Flüssigkeitsvolumen seine Grenzen: Oberfläche und Gefäßwände; diese wirken, ähnlich wie Schwebstoffe, auf die Ausscheidungsvorgänge ein. Man kann ihren Einfluß - die Wahrscheinlichkeit nämlich, daß die erste Kristallbildung am Rande und nicht im Inneren stattfindet - durch Vergrößerung der Flüssigkeitsmenge

verringern, da hierbei das Volumen rascher wächst als die Oberfläche. Damit aber wird der Ort der ersten Kristallbildung immer unbestimmter. Umgekehrt macht eine Volumenverkleinerung zwecks schärferer Definierung des Ausscheidungsortes die mikrophysikalischen Ausscheidungsbedingungen durch die stärkere Wirksamkeit der störenden Randzone verschwommener.

Ähnlich wie mit der räumlichen Unbestimmtheit der ersten Ausscheidung verhält es sich mit der zeitlichen. Beschleunigt man den Vorgang durch sehr rasche Unterkühlung, so ist nicht vorherzusagen, ob die erste Kristallbildung im Zustand schwacher oder starker Übersättigung erfolgt, deren Grad die Ausscheidungsform wesentlich beeinflusst. Senkt man andererseits die Temperatur sehr langsam unter den Sättigungspunkt, so erreicht man zwar, daß die Kristallisation mit großer Wahrscheinlichkeit bereits bei ganz geringer Unterkühlung, also unter weitgehend definierbaren Bedingungen, erfolgt; dafür aber wird der Zeitpunkt der ersten Ausscheidung immer unbestimmter.

Durch solche Kristallisationsvorgänge sind nun aber sämtliche festen Körper unserer Umwelt entstanden. Bei keinem einzigen genügt also die Kenntnis seiner chemischen und physikalischen Vorgeschichte für eine eindeutige Ableitung seiner Struktur und seiner Eigenschaften.

Man könnte der Ansicht sein, daß wenigstens nach beendigter Auskristallisation das mechanische und sonstige Verhalten eines Festkörpers durch seine Mikrostruktur eindeutig vorherbestimmt wird. Aber auch das ist nicht der Fall. Wenn ein Festkörper unter einer mechanischen Überbeanspruchung bricht, beginnt der Riß, der schließlich den ganzen Körper durchsetzt, an einer molekularen 'Lockerstelle'. Hierbei stehen immer mehrere solcher Lockerstellen miteinander in Konkurrenz, wobei der erste Ansatzpunkt über den Gesamtvorgang entscheidet, genau wie bei den verschiedenen Ansatzmöglichkeiten der Kristallkeimbildung. Bei sehr langsamer Steigerung der Belastung hat die Stelle mit der größten Rißwahrscheinlichkeit genügend Zeit, sich auszuwirken, so daß dann der Riß einen strukturell vorhersagbaren Verlauf nimmt, während andererseits der Zeitpunkt des Anrisses gänzlich unbestimmt ist. Schränkt man dagegen durch sehr rasche Laststeigerung den zeitlichen Spielraum ein, so wird auch für andere

Lockerstellen die Rißwahrscheinlichkeit beträchtlich, noch ehe die schwächste Stelle Zeit hat zu reagieren; dann aber läßt sich über den örtlichen Verlauf des Risses nichts Bestimmtes mehr voraussagen.

Einen der Kristallbildung in übersättigter Lösung entsprechenden Prozeß stellt ebenso die Tropfenbildung in wasserdampf-übersättigter Luft dar wie die Blasenbildung in überhitzten Flüssigkeiten. Wie bei der Kristallbildung die Wachstumsfrage, so ist hier die Wachstumsgrenze abhängig von der Natur der Ansatzstelle zum ersten Blasenkeim. Auch hier ist die erste aufsteigende Blase durch die mit ihr verbundene Flüssigkeitsbewegung maßgebend für den weiteren Siedeverlauf. Wie der Übersättigungsgrad die Kristallbildung, so beeinflusst der Überhitzungsgrad die Art der Blasenbildung. Bei sehr langsamem Anheizen kann man damit rechnen, daß die erste Blase bei ganz geringer Überhitzung, also unter ziemlich eindeutigen Bedingungen entsteht, doch läßt sich nichts über den Zeitpunkt aussagen. Bei sehr raschem Erhitzen dagegen ist der Zeitpunkt ziemlich genau bekannt, nicht aber der Überhitzungsgrad, bei dem die erste Blase geboren wird.

Die Blasenbildung ist bereits ein Beispiel für eine unvorhersagbare Veränderung eines Strömungszustandes. Der häufigste Fall dieser Art ist jedoch die Wirbelbildung, die beim Überschreiten einer gewissen Strömungsgeschwindigkeit eintritt. Diese von den stofflichen und Strömungsgeschwindigkeit abhängige Grenzgeschwindigkeit spielt für geometrischen Bedingungen abhängige Grenzgeschwindigkeit spielt für die Wirbelbildung die gleiche Rolle wie der Sättigungspunkt bei der Kristallbildung oder die Siedetemperatur bei der Blasenbildung. In einer völlig gleichmäßigen, ebenen Grenzfläche zwischen bewegter und unbewegter Flüssigkeit oder Luft sind die Bedingungen der Wirbelbildung zwar scharf definiert, der Ort der ersten Entstehung jedoch völlig unbekannt. Wird aber irgendwo, aus molekularen Dimensionen herauswachsend, ein erster Wirbel geboren, so beeinflusst er den gesamten weiteren Strömungsverlauf. Diese Unvorhersagbarkeit ist von den unliebsamen Spritzeffekten bei zu raschem Aufdrehen eines Wasserhahnes her bekannt. Bedenkt man nun, daß nicht nur die einzelnen Wolkenballen am Himmel aus Wirbeln bestehen, sondern auch die Hoch- und Tiefdruckgebiete, welche die Großwetterlage bestimmen, Wirbelnatur haben, so wird es verständlich, daß die Meteorologen bei all ihrer

Kenntnis von Temperatur, Luftdruck, Windstärke und Luftfeuchtigkeit das Wetter nicht mit Gewißheit vorhersagen können.

Vom Standpunkt der klassischen Physik aus mußte all dieser Spielraum im Geschehen nur als Vortäuschung erscheinen, hervorgerufen durch unsere Unkenntnis der einzelnen Atompositionen und ihrer Energieinhalte; glaubte man doch die Wechselwirkung zwischen den kleinsten Teilchen der gleichen starren Gesetzmäßigkeit unterworfen wie der im Makrokosmos beobachteten. Heute weiß man, daß im Atomaren ein echter Spielraum herrscht, ein Spielraum vom Betrag des 'Wirkungsquantums', das sich sowohl als Produkt aus dem Unbestimmtheitsintervall der Energie und dem zeitlichen Spielraum wie als Produkt aus dem Spielraum der Ortslage und dem Geschwindigkeitsspielraum darstellen läßt. Das bedeutet aber, daß, je kleiner der Spielraum des einen Faktors wird, desto größer der des anderen werden muß. Bei Geburtsprozessen wie den hier geschilderten, bei denen ein Gebilde von molekularen Dimensionen beginnend bis ins Makroskopische wächst, erstreckt sich dieser Spielraum bis hinauf zu den Ereignissen und Gegenständen des vom Menschen wahrnehmbaren Geschehens."

Daß schon im Physikalischen jede übergeordnete Ganzheitsstufe vom Standpunkt der ihr untergeordneten aus höchst unwahrscheinlich, d.h. überzufällig ist und daher aus ihr nicht abgeleitet werden kann, habe ich in einem Vortrag vor der Deutschen Physikalischen Gesellschaft am 5.04.68 dargelegt: Stets dient der von den Eigengesetzlichkeiten der Bestandteile offengelassene Belanglosigkeitsspielraum den Ganzheitsaspekten der übergeordneten Stufe als Ausdrucksspielraum.

Als ich meinen Weg zur Ausweitung der erfahrungswissenschaftlichen Methode auf alles Beobachtbare begann, ahnte ich nicht, wie sehr ich im Zuge seiner Weiterverfolgung auf nahezu allen Gebieten mit den konventionellen Auffassungen und Praktiken in Widerspruch geraten würde. Am wenigsten erwartete ich mir dies in der Physik, der Geburtsstätte des erfahrungswissenschaftlichen Vorgehens.

Doch je mehr sich die Wirklichkeit einer reduktionistischen Erfassung entzieht, desto exzentrischer werden die Bemühungen mancher Physiker, dies doch noch zu erzwingen. Dabei nahm man, wie bei der schon von Heisenberg als "schlechte Physik" gekennzeichnete sog. "Quark"-Theorie,

sogar qualitative innere Widersprüche mit in Kauf; in diesem Falle die These, daß schwerere Teilchen die Bestandteile von leichteren sein könnten. Daß man zur Ableitung der verschiedenen Elementarteilchenmassen aus wenigen Grundgesetzen eine solche Annahme nicht braucht, haben auf ganz verschiedenen Wegen W. Schmidt und B. Heim gezeigt.

Die Elementarteilchenphysik ist mit der Astrophysik aufs Engste verflochten: Jede Entdeckung und jede neue Theorie auf dem einen Gebiet hat Konsequenzen für das andere.

In der konventionellen Astrophysik besteht eine wachsende Tendenz, unseren Kosmos als Chaos-Produkt zu interpretieren. So scheuen, angesichts seiner Unsymmetrien, manche Theoretiker nicht davor zurück, ihn als zufälligen Resteffekt nach der gegenseitigen Vernichtung von etwa gleich vielen normalen Teilchen und Antiteilchen zu deuten. Hingegen ist es sehr wahrscheinlich, daß die Masse unseres Kosmos mit dem Quadrat des Weltalters wächst, und daß die Galaxienzentren die Geburtsstätten neuer Materie sind.

An der Einstein'schen Relativitätstheorie zu zweifeln, kam mir erst gar nicht in den Sinn; ja ich hielt in meiner Studentenverbindung sogar Vorträge darüber. Daß mein Freund Ronald Richter sie für falsch hielt, konnte ich erst gar nicht verstehen. Doch 1961 wurde mir klar, daß es noch andere Methoden für einen Uhrenvergleich zwischen voneinander entfernten Beobachtern gibt als einen Austausch von Lichtsignalen, so daß kein Grund besteht, den Begriff der Gleichzeitigkeit zu opfern. Ferner fand ich, daß sich die beobachteten Geschwindigkeitsabhängigkeiten der Masse und des Zeitmaße auch nichtrelativistisch deuten lassen. Daß sich die Schwerkraft statt als Raumkrümmung auch als Raumströmung auffassen läßt, vermutete ich schon damals, doch erst 1981 konnte ich in meinem EWB-Aufsatz "Unkonventionelle physikalische Theorien" zeigen, daß sich auch die Gravitationsabhängigkeiten der genannten Größen quantitativ mit der Raumströmungshypothese erklären lassen.

Da ein Versenden dieses Aufsatzes an die zuständigen Institute ohne Resonanz blieb, entschloß ich mich 1984, eine Zusammenstellung meiner wichtigsten einschlägigen Aufsätze unter obigem Titel im Selbstverlag der Psychophysikalischen Gesellschaft in Buchform herauszugeben.

Ist somit schon im Physikalischen die jeweilige Oberstufe aus ihrer Unterstufe nicht ableitbar, so erst recht nicht das Biologische aus dem Physikalischen. Dies wurde durch den Aufsatz des zu unserem Forscherteam gehörigen Biologen Fritz Jaquet, der 1966 in den erfahrungswissenschaftlichen Blättern, dem Mitteilungsblatt unserer Gesellschaft, erschienen ist (EWB 1966, Nr. 3 u. 4), deutlich gemacht:

"Gleiche Erfindungsideen bei verschiedenen Pflanzen- und Tiergattungen." Hieraus der I. Teil:

"Die Pflanzenwelt."

Ein gescheiter, aber wohl etwas boshafter Franzose hat den Satz geprägt: "Möglich ist alles, aber nur das Dumme ist wahrscheinlich." Diesem Satz müßte man im vollen Umfang beipflichten, wollte man auch seine stillschweigende Prämisse anerkennen, daß nämlich das Gescheite, d.h. Sinnvolle, auf die gleiche Art entstehe wie das Dumme, also Sinnlose. Nämlich durch Häufung sog. 'Zufälle', etwa den ungeheuer vielen 'möglichen' Zahlenkombinationen vergleichbar in einem Lotteriespiel, bei welchem die Treffer allerdings sehr unwahrscheinlich, die Nieten dagegen außerordentlich wahrscheinlich sind. Wobei noch zu bemerken wäre, daß selbst ein Hauptgewinn hier zunächst noch lange nichts 'Gescheites' ist. Und doch hat man die Evolution des Lebendigen, ja die Entstehung des denkenden Menschen selbst aus einer bloßen Häufung solcher an sich sinnloser 'Hauptgewinne' erklären wollen, die ja erst durch das Hinzukommen vieler anderer Momente wertvoll werden. Wenn man den unvorstellbar verwickelten Bau auch des einfachsten Lebewesens, als angenehmen Endeffekt eines solchen, durch Jahrmillionen fortgesetzten Lotteriespiels, mit dem Prädikat des 'Sinnvollen' belegt, muß man freilich einräumen, daß sein Vorhandensein recht unwahrscheinlich ist. Und doch existieren Pflanzen und Tiere, in Millionen von Arten und Formen! Dabei beweist eine einfache Rechnung, daß wir "es mehr als 10^{10} mal, also mehr als zehntausend Billionen mal probieren müßten, bis wir eine Chance hätten" - nämlich nur eine Einzelheit in der Riesenzahl 'sinnvoller' Einrichtungen eines solchen Wesens zustande zu bringen (Heitler, "Die naturwissenschaftliche Erkenntnis und der Mensch"). In praxi entstehen aber auch unsere selbstgeschaffenen technischen Gebilde nicht durch planloses Probieren, sondern durch die Tätigkeit jenes geheimnisvollen Etwas, das von uns 'Intelligenz' (wörtlich etwa: Fähigkeit innerer Auswahl) genannt wird. Nur ein völlig unschöpferisches Wesen, also ein Nur-Gelehrter, wird die Stirn haben, dies zu leugnen. Und doch ist die 'Zufallstheorie' noch immer das wissenschaftliche Credo dieses Jahrhunderts.

Bei der erdrückenden Fülle unserer heutigen Einsichten in das Sinngefüge der Organismen wird man sich nicht mehr lange dem zwingenden Schluß entziehen können, daß seine wunderbaren Einrichtungen nicht minder das Werk von 'Intelligenzen' sind - außermenschlicher Intelligenzen, die uns umgeben und durchdringen - wenn wir auch über ihr 'Wo' und 'Wie' zunächst nichts auszusagen wissen. Sie lassen sich nur an ihren Wirkungen studieren. Da ist es denn besonders auffällig, daß diese 'Erfindungen' durchaus nicht immer einmalige und isolierte sind. Immer wieder begegnen wir gleichen und analogen Einrichtungs-

an Lebewesen, die genetisch in keiner Weise verbunden, vielmehr auf völlig getrennten Entwicklungswegen entstanden sind. Die Problematik des 'Zufalls' wird dadurch vervielfältigt. Ist es an sich schon unwahrscheinlich genug, daß ein so kompliziertes Gebilde auch nur einmal im Lauf der verhältnismäßig kurzen Erdentwicklung auftritt, so wird sein wiederholtes Entstehen doppelt und vielfach rätselhaft, wenn wir den 'Zufall' dafür verantwortlich machen wollen. Rechnen wir aber mit dem Vorhandensein schöpferischer Intelligenzen, so bewegt uns wieder die Frage: Ist es die gleiche, welche an diesen räumlich und zeitlich getrennten Erfindungen gearbeitet hat - oder gibt es auch in der Natur jenes merkwürdige 'Gesetz der Serie', das in der menschlichen Geistesgeschichte zu manchem Prioritätsstreit Anlaß gab? Und wenn - was besagt dieses sog. Gesetz, auf welche tieferen Anlässe geht es zurück?

Bleiben wir bei den Phänomenen. An sich gibt es solcher Reihen schon bei den ganz normalen Einrichtungen der Lebewesen unvorstellbar viele. Wir wollen hier den Blick nur auf einige wenige wenden, die besonders augenfällig sind und deshalb die gewohnte 'Norm' zu überschreiten scheinen.

Wir haben in der menschlichen Technik Apparate, deren Funktion auf dem sogenannten 'Bimetallprinzip' beruht: Schmale Lamellen von zwei verschiedenen Metallen werden Fläche gegen Fläche so unlösbar verbunden, daß sie nur noch gemeinsam die Form verändern können. Bei Erwärmen streckt sich nun das eine stärker als das andere; das Resultat ist eine Verkrümmung, wobei das Material mit dem größeren Ausdehnungskoeffizienten die Außenseite des entstehenden Bogens bildet. Beim Abkühlen ist es umgekehrt. Man bedient sich solcher Doppellamellen z.B. beim Bau vom Thermostaten: Durch die Bewegung des freien Endes wird die Wärmezufuhr gesteuert, also gedrosselt oder erhöht. Das gleiche Prinzip finden wir in den Organen gewisser Pflanzen wirksam, nur ist hier die verschiedene Aufnahmefähigkeit der Lamellen für Luftfeuchtigkeit, ihre ungleiche Quellbarkeit, das Bewegende. Bezeichnend ist, daß diese Gebilde erst nach ihrem Absterben, also nicht mehr organisch, sondern rein technisch in Tätigkeit treten - vorbereitet vom Lebendigen, aber wirksam erst im Toten! Das Öffnen und Schließen von Samenkapseln geht darauf zurück, das Einrollen der 'Wetterdistel' und vieles andere. Bei Storchschnabelarten (Geranium) sind die 5 Einzel Früchte derart um eine Mittelsäule angeordnet, daß ihr Samenkorn jeweils in einem nach außen sich öffnenden Löffelchen liegt, während lange, schmale, lamellenartige Fortsätze dicht an die Säule gepreßt und am oberen Ende fest mit ihr verbunden sind. Beim Austrocknen zieht sich die schwammige, gequollene Außenschicht der Lamelle immer stärker zusammen, die Krümmungstendenz überwindet schließlich einen Widerstand - und aus dem nach außen und oben schnellenden Löffelchen wird das Samenkorn katapultartig im günstigsten ballistischen Winkel fortgeschleudert. Bei den nah verwandten Reiherschnabelarten (Erodium) ist nun diese Vorrichtung in eigenartiger Weise abgewandelt: Die Lamelle krümmt sich nicht bogenförmig, sondern spiralig. Die ganze Frucht, nicht nur der Samen, springt in einem bestimmten Moment meterweit von der Mutterpflanze weg. Nun nimmt aber das oberste Stück nicht an der spiraligen Verformung teil. Es winkelt sich nur knieförmig ab. Wenn dann bei wechselnder Luftfeuchtigkeit die Spirale sich

abwechselnd auf- und einrollt, beginnt dieses abgewinkelte Stück bald in der Richtung des Uhrzeigers, bald umgekehrt zu kreisen. Der Same bleibt zunächst in der Fruchthülle eingeschlossen, welche - mit vielen, nach oben gerichteten Börstchen ausgestattet - sich mit diesen am Boden einhakt. Findet nun das kreisende Ende irgend einen Widerstand, so ist es selbst gefesselt und überträgt die Drehung auf die Frucht, die sich bis auf eine, durch die Länge der Spirale vorbestimmte Tiefe in die Erde einbohrt. Durch die Richtung der Börstchen ist ein Zurückweichen unmöglich. Wir haben hier eine regelrechte Maschine vor uns, deren Energie durch das Potentialgefälle der wechselnden Luftfeuchtigkeit geliefert wird. Nicht ein Lebendiges bewegt sich, sondern ein vom Lebendigen vorgeschaffener Apparat! Das Überraschendste ist aber, daß die gleiche Apparatur, jedoch aus morphologisch ganz andersartigen Bauteilen gebildet, bei gewissen Gräsern zu finden ist (z.B. *Avena sterilis* der Mittelmeerländer), also Angehörigen einer schon seit früher Zeit der Erdentwicklung vom Geschlecht der 'Reiherschnäbel' getrennten Pflanzengruppe - Einkeimblättrigen statt Zweikeimblättrigen! Beim Federgras der südrussischen Steppe ist die Einrichtung noch auf das Genialste modifiziert, indem der freie, abgewinkelte Teil zu einer langen, zarten Federfahne ausgebildet ist. Sie trägt die Frucht zunächst im Steppenwind davon und vermag auch später noch den wechselnden Wind als zusätzliche Kraftquelle der Bohrtätigkeit mit einzuspannen.

Eine sehr merkwürdige Einrichtung findet sich bei manchen Scophulariaceen (Rachenblütlern). Sie vermögen die 'legale' Ernährungsweise aller grünen Pflanzen - Synthese der lebenswichtigen Substanzen aus Wasser, Kohlendioxyd und Mineralsalzen - auf eine besondere Weise zu ergänzen: An ihren Wurzeln bilden sie Saugwärtchen, die sich an die unterirdischen Organe anderer Pflanzen dicht anlegen, um ihre äußeren Gewebeschichten mit einem spitzen Fortsatz, gleich dem Rüssel eines Insektes, zu durchdringen und die Lebenssäfte des unfreiwilligen 'Wirtes' in den eigenen Haushalt hinüberzuleiten. Derartige 'Halbschmarotzer' (Augentrost, Klappertopf, Wachtelweizen, Läusekräuter und andere) vermögen den Ertrag einer Wiese empfindlich zu mindern. Die bleiche Sommerwurz (Orobanche), der gleichen Familie angehörig, betreibt das gleiche unterirdische Gewerbe, aber gründlicher. Sie hat auf die normale Ernährung völlig verzichten gelernt, entbehrt daher auch in allen Teilen des Chlorophylls, des geheimnisvollen Blattgrüns, welches das eigentliche Werkzeug der Photosynthese ist. Jede ihrer verschiedenen Arten, ist ganz einseitig an einen bestimmten Wirt angepaßt - ein Verhalten, das auch für extreme tierische Schmarotzer typisch ist. Genau wie diese Rachenblütler verfährt aber auch ein Mitglied der Windengewächse (Convulvaceen), die berüchtigte 'Seide' (*Cuscuta*). Nur zapft sie ihren unglücklichen Wirt oberirdisch an (Kleeseide, Hopfenseide). Ihr Organismus besitzt weder Wurzeln noch Blätter, er ist völlig auf einen feinen, gelben oder rötlichen Faden reduziert, der sich wirt um die auszuplündernden Grünstängel herumschlingt und zahllose Saugwärtchen entwickelt - nebst einer großen Fülle unscheinbarer Blüten. Sie haben durch überreiche Samenbildung die Erhaltung der Art zu sichern, welche durch die extreme Spezialisierung ihrer Lebensweise gefährdet ist: Nur, wenn er die Nähe der bestimmten Wirtspflanze 'wittert', vermag der Keimling

seine Schale zu sprengen (ähnliches Verhalten zeigt die Mistel, die wieder einer anderen Gattung angehört). Welcher Art diese Fernwirkung ist, wissen wir nicht, ihre Reichweite ist gering, aber die Distanz doch zumeist noch verzweifelt weit für die Kräfte der zarten Jungpflanze. Als bleiches Fadenstück, einem winzigen Schlinglein vergleichbar, strebt sie in gerader Richtung nach ihrem Ziel, gespeist von den im Samen aufgespeicherten geringen Vorräten. Sind diese aufgebraucht, so zehrt die fortwachsende Spitze so lange von der Substanz des im gleichen Maße absterbenden und verschwindenden Hinterteils, bis die letzte Energiereserve erschöpft oder mit Erreichung und Anzapfung der Wirtspflanze das Abenteuer glücklich bestanden ist.

In ganz anderer Lage befindet sich der Keimling der Orobanche. Im Gegensatz zu ihren chlorophyllhaltigen Verwandten, die auf ganz normale Weise keimen, weil sie nicht völlig von ihrem Wirt abhängig sind, muß auch dieser Rachenblütler sofort den fremden Nahrungslieferanten aufsuchen - und folgt dabei der gleichen Erfindungsidee, wie die *Cuscuta*! Aber hier liegt die spezifische Reizquelle, durch welche das Leben im Samen erweckt und gesteuert wird, nicht an der Oberfläche, sondern in der Tiefe der Erde. Die Wanderung wird erschwert durch den Widerstand der Erdschichten, welche allerdings hier die Gefahr der Vertrocknung ausschließen. Die 'Keimschlange' wendet sich sofort nach unten, wächst aber nur bis zu einer bestimmten Länge. Dann wandert sie, ihr Samenkorn mit dem Energievorrat hinter sich herziehend, durch spiralförmige Bewegungen (Prinzip der archimedischen Schraube!) so lange in die Tiefe, bis die rettende Wirtswurzel erreicht ist. Die gleichen Erfindungsideen bei Angehörigen so verschiedener Familien - aber gemäß verschiedener Umweltsbedingungen in genialster Weise kombiniert und verändert!

Ein friedlicheres Bild bietet eine Einrichtung gewisser Frühlingspflanzen, die in der freundlichsten Weise mit den Bedürfnissen und Gewohnheiten einer Tiergruppe verknüpft ist. Ihre harten, glänzenden Samen tragen alle ein weißes weichhäutiges Anhängsel, die 'Nabelschwiele', welche reichlich fettes Öl enthält, begehrte Nahrung mancher Ameisenarten. Diese ruhelosen Sammler und Jäger ergreifen die glatten Körper, genießen aber nicht gleich die gastliche Gabe, sondern schleppen das Ganze nach ihrer Art weit mit sich fort bis zu ihren unterirdischen Bauten. Als Sozialwesen sind sie immer zuerst bestrebt, für die Bedürfnisse der Gemeinschaft zu sorgen. Gelegentlich wird die Beute freilich auch als Reiseproviand verzehrt. So finden sich die aus den fortgeworfenen, unbrauchbaren Samen entstandenen Jungpflanzen oft gereiht an den 'Ameisenstraßen' (wie das Veilchen), ja sogar in den hochgelegenen Ritzen alter Mauern (wie das bekannte Schöllkraut). Die Streuung dieser Erfindungsidee ist unerwartet groß. Sie verteilt sich auf eine ganze Anzahl von Gattungen, die nichts anderes gemeinsam haben, als eben diese seltsame Einrichtung der 'Nabelschwielen'. Sie zeigen sich bei unserem wohlriechenden Veilchen (*Violaceen*), bei der Haselwurz (*Aristolochiaceen*), dem Lerchensporn (*Fumariaceen*), dem Schöllkraut (*Papaveraceen*), der Moosmiere (*Caryophyllaceen*) und verschiedenen Wolfsmilcharten (*Euphorbiaceen*). Es ist schlechthin unerfindlich, wie der bloße 'Zufall' in einer so großen Zahl von völlig getrennten 'Fällen' genau das gleiche Ergebnis gezeitigt haben soll. Wenn sie - wie wohl nicht anders anzunehmen ist - eine gemeinsame

Wurzel haben, so kann diese nur auf einer übergeordneten Ebene, im Bereich weltumspannender, schöpferischer Ideen gesucht werden."

Andere Forscher wie W. Heitler, M. Thürkau, W. Erbach, H. Krieg, A. Portmann und E. Dacqué betonten gleichermaßen die Unmöglichkeit einer Zufallsdeutung der Lebewesenformen und Lebensvorgänge.

Jacquet's Aufsatz gab mir Mut zur Frage nach vormenschlichen Intelligenzen, als den hinter der Lebewesenentstehung verborgenen erfinderischen Instanzen. Da der wunderbare Bau des menschlichen Gehirns selber einen Erfinder voraussetzt, kann ein physisches Gehirn nicht als eine unentbehrliche Voraussetzung für eine erfinderische Tätigkeit angesehen werden.

Diese Hilfsannahme eines "Erdgeniusteams" bedurfte noch der Ergänzung durch die Annahme einer Zwischeninstanz, des "Bios", als Vermittler zwischen Geist und Materie, worüber ich in EWB 1966 Nr. 4 folgendes schrieb:

"Daß ein Mensch als Werkzeug zur Verwirklichung seiner Erfindungs-ideen einen handlungsfähigen Körper braucht zur Handhabung des Rohmaterials seiner Umwelt und daß er auch zur Bedienung dieses Körpers auf bestimmte gehirngesteuerte Nervenbahnen angewiesen ist, ist kein Einwand gegen die Möglichkeit der direkten Einwirkung eines Geistes auf die physikalische Welt. Denn eben dies findet ja im menschlichen Gehirn statt. Daß das Abbild einer Idee auch im menschlichen Bereich nicht nur dadurch entstehen kann, daß man es mosaikartig aus seinen Bestandteilen zusammensetzt, sondern auch ganzheitlich, ohne daß wir den Wirkungsweg im einzelnen zu kennen brauchen, lehrt uns u.a. die Psychosomatik. Daß ferner auch der menschliche Geist seinem Wesen nach nicht ortsgebunden ist, zeigen die gutbeglaubigten parapsychologischen Phänomene der Telepathie, der Fernhypnose, des Hellsehens und der Telekinese. Die Fähigkeit zur ortsunabhängigen unmittelbaren Ideenverwirklichung innerhalb eines geeigneten Rohmaterials ist also als eine latente Fähigkeit jeder Persönlichkeit zu betrachten, ob verkörpert oder nicht. Daß trotzdem beim Menschen ein nach-todliches Hineinwirken Jenseitiger in die physikalische Welt relativ selten vorkommt, ist wohl so zu verstehen, daß, von wenigen 'Lockerstellen', den Medien, abgesehen, die Materie

weitgehend im festen Besitz der Diesseitigen ist. Die weitgehende Wirkungslosigkeit unserer Vorstellungen dürfte auf ihrer Neutralisation durch Gegenvorstellungen beruhen.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen den toten Gebilden eines menschlichen Erfinders oder Künstlers und den vom 'Erdgeist' gebildeten Lebewesen ist ihr zeitliches Verhalten. Ein sich selbstreproduzierender Programmregler wäre allenfalls denkbar, aber auch ein solches Kunstwerk bliebe samt seinen Tochterprodukten dem Gesetz zunehmender Chaotisierung unterworfen: der Entropievermehrung, wie es der Physiker nennt. Bekanntlich gibt es für jede Maschine eine 'mittlere Lebensdauer', d.h. einen Zeitpunkt, jenseits dessen mit Funktionsstörungen und schließlich mit ihrem Stehenbleiben oder ihrer Zerstörung zu rechnen ist, was ja auch in den begrenzten Garantiezeiten der Herstellerfirmen seinen Ausdruck findet. Diese unvermeidliche Selbstabwertung jedes Automaten nach hinreichend langem wartungslosem Betrieb ist der eigentliche Grund für die Nichterfüllbarkeit des Traumes vom perpetuum mobile der mittelalterlichen Mechaniker. Die Ahnenkette eines Lebewesens stellt aber ein solches perpetuum mobile dar: zeigt sich doch hier nicht nur keine Abwertung, sondern sogar eine Höherentwicklung im Laufe der Jahrtausende, keine Chaotisierung, sondern eine immer weitergehende Differenzierung des inneren Ordnungszustandes. Wo finden wir Ähnliches im menschlichen Bereich? Nur im Verhältnis zwischen einem Erfinder und einer Schar zwar nicht selbst erfinderischer, aber verständnisfähiger Ingenieure bzw. zwischen Lehrer und Schüler. Die Schüler müssen erst mal lesen lernen, dann können ihnen in der erlernten Schrift Ideen vermittelt werden. So kann eine Idee von Generation zu Generation weitergetragen werden, ohne daß sie sich verflüchtigt, da die Verständnissfähigkeit der Lesenden zufällige Abschreibefehler eliminiert. Das Übertragene kann sich dabei wandeln, aber es bleibt sinnvoll, während ein oft wiederholtes Kopieren durch verständnisunfähige Automaten durch Fehleraddition früher oder später in einer sinnlosen Buchstabenansammlung enden würde. Das Erbgut eines Einzellers, einer Pflanze oder eines Tieres folgt nun ebensowenig diesem Gesetz der Abwertung wie eine von Menschen überlieferte Idee. So kann auch der 'Bios' (Lebensträger) einer biologischen Einheit nicht

als Automat aufgefaßt werden. So wenig man ihm eigene erfinderische Ideen zuzusprechen braucht, ist er doch als ein innerhalb gewisser Grenzen verständnisfähiges vorgeburtlich vorgeschultes Individuum zu betrachten, das die 'Gensprache' gelernt hat. Der bei der Einkörperung vorgefundene Chromosomentext, zusammen mit korrespondierenden Umweltreizen, erweckt in ihm offenbar eine Folge innerer Bilder, die dann nach den Regeln der Psychosomatik in seiner bildsamen Körpersubstanz Gestalt annehmen. Von unserem Erfahrungsbereich aus gesehen, müßte hiernach dem Bios eine Art Traumbewußtsein zugeschrieben werden, wobei Umweltreize nicht direkt wahrgenommen werden, sondern nur den Traumbildverlauf beeinflussen. Diese ganz dem inneren Sollbild zugewandte Traumumfängenheit des Bios erklärt am besten den unverbitterlichen Wiederherstellungsdrang der Pflanzen auch unter den widrigsten Umständen, völlig frei von Affekten, jenen oft so störenden 'psychologischen Nebeneffekten' der Tiere und Menschen. Hierbei ist eine deutliche Rangordnung zu erkennen, zeigen doch nicht nur die einzelnen Zellen gegenüber ihren Molekülen, sondern auch die Blätter und Blüten bzw. Organe und Glieder gegenüber ihren Zellen und der pflanzliche bzw. tierische Organismus gegenüber seinen Bestandteilen eine der Chaotisierung entgegenwirkende Ganzheitlichkeit. Obwohl also auch in einem Organismus die Einzelzelle ihren Eigenbios behält, ist ihr doch der Bios des betreffenden Organs und diesem der Bios des Gesamtorganismus überlagert. Dieser Gesamtbios ist bei der Pflanze die oberste Instanz. Beim Tier jedoch, sowie beim Menschen, ist dem Bios des Organismus offenbar noch eine 'Psyche' übergeordnet, welche ihm den Verkehr mit der Außenwelt abnimmt. Was den Inhalt unserer Psyche bildet, ist irgendwann durch unser Bewußtsein hindurchgegangen. Was jedoch Aufbau und Regulation unseres Körpers bewirkt, liegt völlig außerhalb unserer unmittelbaren Vorstellungswelt, weshalb eine Gleichsetzung von Bios und Psyche nicht zulässig ist. Aus der engen Verbindung zwischen Bios und Psyche folgt jedoch, daß seelische Veränderungen auf den Bios die gleiche Wirkung haben wie Umweltveränderungen, und daß innerkörperliche Vorgänge uns Lust oder Schmerz bereiten können.

Was die Entstehung neuer Rassen durch erbgutverändernde Vorgänge betrifft, so treten hierbei meist keine grundsätzlich neuen Qualitäten

auf, sondern es handelt sich entweder um einen Merkmal-Ausfall durch Zerstörung eines Gens oder um Verstärkung einer schon vorhandenen Anlage durch Gen-Veränderung oder Verdopplung des Chromosomensatzes. Daß bei solchen Mutationen auch nur bei einigen Promille der Fälle etwas Lebensdienliches herauskommt, ist von der komplizierten Genstruktur her rein statistisch gar nicht zu verstehen. Vielmehr setzt dies bereits eine verständnisbedingte Siebwirkung von seiten des Bios voraus, ähnlich wie ein mitdenkender Leser eine druckfehlerbehaftete Stelle entweder ganz verwirft oder ihr einen ihm bekannten sinnvollen Begriff zuordnet. Auch unser Auge ist ja so angelegt, daß es dem chaotischen Durcheinander der eindringenden Lichtschwingungen nur die drei sinnvollen Qualitäten: Farbrichtung, Buntgehalt und Tonwert entnimmt. Wie für die Bionten der Tier- und Pflanzenleiber, so wird man zumindest zur Zeit der Entstehung der Gen-Schrift auch für die Tierseelen eine vorgeburtliche Schulung durch jenseitige Intelligenzen annehmen müssen, da ihre sinnvollen Instinkthandlungen weder zufällig entstanden noch selbsterfunden sein können, so wenig wie ihr Körperbau. Eine Wiederholung dieser Schulung erübrigt sich, wenn man für Brutpflege und dgl. eine Art vorgeburtlicher Erinnerung annimmt, geweckt durch Hormone und Umweltreize. Nachdem die Elementarteilchenphysik nicht ohne ein 'physikalisches Jenseits' auskommt und die Parapsychologie uns ein 'Jenseits der Persönlichkeiten' nahelegt, erscheint die Annahme eines jenseitigen Ursprungsbereiches auch für die Pflanzen und Tiere und ihrer wiederholten Verkörperungsmöglichkeit als ein natürliches Bindeglied.

Ist nun das Erfinderteam des Erdgeistes immer noch produktiv? Die neuen Tierarten, die laut russischen Forschern in den letzten 12.000 Jahren im Kaspischen Meer entstanden sind, sprechen dafür. Und sollte es sich bei der fortlaufenden Bildung immer neuer gegen die modernsten Bekämpfungsmittel resistenter Schädlingstämme nur um eine umweltbedingte Entfaltung schon vorgebildeter Möglichkeiten handeln? Was nicht wenigstens an einem Exemplar von selber auftritt, kann nicht Gegenstand 'natürlicher Auslese' werden. Scheint es nicht unwahrscheinlich, daß einem Individuum Mutationsmöglichkeiten in die Wiege gelegt wurden, die gegen Bekämpfungsmethoden Schutz bieten, welche

damals noch gar nicht erfunden waren? Wollen wir also nicht dem einzelnen Insekt oder dem einzelnen Bakterium selber Erfindungsfähigkeit zuerkennen, müssen wir mit der Möglichkeit rechnen, daß hier jenseitige Intelligenzen gegen uns Schach spielen.

So bleibt nur noch die Frage nach der Existenz einer Oberstufe als überpersönlicher Instanz. Davon soll in einem späteren Kapitel die Rede sein.

3.) Vom übermateriellen Wesen der Seele

Ende 1957 wagte ich mich erstmalig daran, das Gebiet der Psychologie erfahrungswissenschaftlich aufzurollen, was in meinem Aufsatz "Bewußtsein und Psyche" (PPZ 57/6 bis 58/1) seinen Niederschlag fand:

"Seine Unbefangenheit hat man nur einmal zu verlieren", sagte der Physikochemiker Wilhelm Ostwald, einer der originellsten und vielseitigsten Denker der Jahrhundertwende. So wollen wir bei der Erforschung unserer Innenwelt zunächst ganz abgesehen von allen erlernten Begriffen und ganz unbefangen beobachten, was vorliegt. Hat doch hier jeder sein Laboratorium in sich. Stoßen wir dann bei dieser Selbstbeobachtung auf Phänomene, welche von anderen ebenfalls beobachtet und mit Namen belegt wurden, so ist uns das natürlich als gegenseitige Bestätigung willkommen. Aber weder durch Übereinstimmungen noch durch Widersprüche mit den Schlußfolgerungen anderer wollen wir uns von der Selbstprüfung als Richtschnur abbringen lassen.

Unmittelbar zugänglich ist unserer Beobachtung nur, was in den Brennpunkt unseres Bewußtseins tritt. Unser Bewußtsein ist also offenbar die Kontaktstelle zwischen uns und unserer Welt und zugleich der Träger der Wechselbeziehung zwischen den beiden. Das Erlebnis meines Bewußtseins weist mich also bereits:

erstens auf die Existenz zweier außerhalb seiner selbst liegenden Wirklichkeitsbereiche hin, die zueinander in einem polaren Verhältnis stehen: Ich und meine Welt.

Zweitens entnehme ich meinen Bewußtseinsinhalten, daß es außer mir noch andere Bewußtseinszentren gibt, für welche die Wirklichkeit den gleichen Doppelaspekt besitzt: Ich und Eigenwelt.

Drittens sagt uns die Erfahrung, daß unsere verschiedenen Eigenwelten einen gemeinsamen Kern haben, den wir als unsere gemeinsame Außenwelt bezeichnen können, so verschieden sie sich auch je nach Standpunkt und Anlage in den einzelnen Bewußtseinszentren spiegelt.

Und eine vierte Einsicht gewinnen wir angesichts der gleichen Grundstruktur der uns bekannten Bewußtseinszentren: daß es sich bei ihnen nur um verschiedene Quellfassungen des gleichen Reservoirs

handelt, um verschiedene Fenster, durch welche die gleiche göttliche Sonne scheint.

Danach haben wir die Ursache für die Verschiedenheit der Bewußtseinszentren in der verschiedenen Struktur ihrer Quellfassungen bzw. in der verschiedenen Farbe und Lichtdurchlässigkeit ihrer Seelenfenster zu suchen. Dieser Teil unserer Eigenwelt: unser Fenster bzw. unsere Quellfassung, gehört also in höherem Maße zu uns als ihre sonstigen Inhalte. Er deckt sich mit dem, was Dichter und Theologen die Seele, Psychologen das Unterbewußtsein, das Unbewußte oder kurz die Psyche (englisch: 'mind') nennen.

So ist meine Psyche zugleich das, was meiner Sonderheit Dauer verleiht, dank ihrer Fähigkeit, Eindrücke zu speichern. Bei der Vielfältigkeit der Außenwelt und der begrenzten Reichweite der Bewußtseinszentren sind deren Gegenstände so verschieden wie ihre Standorte. Was aber von meinem Bewußtsein erfaßt wird, wird als Eindruck meiner Psyche einverleibt. Damit wird zugleich deren Aufnahmefähigkeit in Richtung auf ähnliche Eindrücke verschoben, womit die Wahrscheinlichkeit wächst, solche zu empfangen. Der nächste Eindruck gleicher Art vergrößert diese Resonanzverschiebung und am Ende dieses Selbstaufschaukelungsprozesses steht das, was wir individuelle Eigenart nennen.

Welche Rolle spielt denn nun das Ich bei diesem Vorgang? Wenn allein die Gesetze von Resonanz und Rückkopplung wirksam wären, wäre das Ergebnis chaotisch bis zur Selbstzerstörung, wie bei einer Gruppe von Maschinen, welche man längere Zeit ohne Wartung laufen läßt, wo nichts das schließliche Stehenbleiben oder Explodieren des ganzen Maschinenparks verhindern könnte. Daß Bewußtseinszentren von menschlichem Niveau zustandegekommen sind und sich bis heute erhalten konnten, ist daher nicht der Automatik der Psyche, sondern der Bewertungsfähigkeit des Ich zu danken. Wir erleben diese als einen aller Erfahrung vorausgehenden Richtungssinn, als Unterscheidung zwischen lebensdienlich und lebensfeindlich, erfreulich und schmerzlich, schön und häßlich. Beobachten Sie nur, wie Ihre Psyche mit gleicher Leichtigkeit lust- und unlustbetonte Erinnerungsinhalte Ihnen präsentiert, unabhängig davon, ob es gerade nützlich oder schädlich ist. Sie

vermag das nicht zu unterscheiden. Für sie kommt es nur auf den Gefühlsdruck als solchen und seine Auslösung durch entsprechende Eindrücke an. Nur Sie selbst merken den Unterschied zwischen positiv und negativ dank Ihres angeborenen Richtungssinns und wenden demgemäß Ihre Aufmerksamkeit dem Einen zu und vom Anderen ab.

Doch nicht nur in der Auswahl zwischen bereits vorhandenen psychischen Inhalten spielt Ihr Ich die entscheidende Rolle, sondern auch bei der Bewertung neuer Eindrücke. Diese an sich neutralen Dinge ohne seelische Eigenkraft erhalten erst durch den Richtungssinn ihr Vorzeichen und ihre Gefühlsladung, je nach der ihnen zuerkannten (positiven oder negativen) Bedeutung. Einmal bewertet und aus dem Bereich des Bewußtseins ins Unbewußte der Psyche entlassen, werden sie so, wie sie bewertet wurden, zum Objekt der bereits beschriebenen psychischen Automatik. So werden neue Umwelteindrücke, welche dem bereits beurteilten Bestand der Psyche ähneln, meist gar nicht frisch beurteilt, sondern automatisch, nach Maßgabe ihrer Ähnlichkeit mit früher Beurteiltem, mit dem entsprechenden Vorzeichen und der entsprechenden Gefühlsladung versehen.

Nur auf tierhafter Stufe ist das Bewußtsein bei der Beurteilung von Eindrücken ausschließlich auf seinen angeborenen Richtungssinn und seinen erworbenen psychischen Resonanzmechanismus angewiesen. Auf menschlicher Stufe kommt ihm ein Spezialorgan der Psyche, der Denksinn, zu Hilfe. Dieser hat die Struktur einer logischen Rechenmaschine bzw. eines Elektronengehirns. Auch er vermag sich weder selbst sein Material zu liefern, noch sein Operationsprogramm selbst aufzustellen, noch sein Ergebnis zu beurteilen. Aber er vermag festzustellen, was in einer ihm vorgelegten Konzeption alles inbegriffen ist und somit eventuelle Widersprüche mit dem ihm zugänglich gemachten Erfahrungsmaterial oder auch Widersprüche mit anderen Konzeptionen aufzudecken. Er vermag jedoch eine von ihm als falsch nachgewiesene Konzeption nicht durch eine richtige zu ersetzen.

Woher nimmt nun das menschliche Bewußtsein neue Konzeptionen? Seine Psyche enthält sie nicht und sein Denksinn liefert sie nicht. Eine Konzeption ist auch mit den Außenwelteindrücken, denen sie gerecht werden soll, nicht identisch. Offenbar haben wir neben den zur

äußeren Umwelt führenden Eindruckskanälen auch noch solche, die uns mit einer inneren Umwelt verbinden, der Welt der Einfälle. Wenn wir beobachten, was uns und anderen einfällt, so finden wir das gleiche Resonanzprinzip, das unsere Empfänglichkeit für äußere Eindrücke bestimmt: Was uns zu Bewußtsein kommt, hat immer einen gewissen Bezug auf schon Vorhandenes, und je mehr sich jemand mit einem bestimmten Gebiet beschäftigt hat, desto mehr fällt ihm darin ein. Es ist, als ob sich unsere Psyche immer mehr ins Unbekannte hinein weiten würde wie ein wachsender Kristall, und als ob sie sich nur das einverleiben könnte, was in ihre Reichweite gerät. Ob die Ideen vor ihrer Konzeption in der begrenzten und unvollkommenen Form ihres Einfalls bereits in einer inneren Welt vorexistent sind, oder ob nur ihr Vollkommenheitsanteil überzeitliche Existenz besitzt, während die Unvollkommenheiten nur durch die Selektivität des Empfangsorgans zustandekommen, bedarf noch der Erforschung.

Bis jetzt war noch nicht vom Körper die Rede, und in der Tat ist er für die bisher geschilderten Vorgänge offenbar nicht vonnöten. Wenn wir gewisse gutbeglaubigte mediale Phänomene unbefangen auf uns wirken lassen, gewinnen wir den Eindruck, daß wir in der jenseitigen Welt, aus der wir bei der Geburt kommen und in die wir im Tode gehen, ebenso wie hier ein Bewußtsein mit Richtungssinn besitzen sowie eine Psyche mit Fühl- und Denkfähigkeit, und daß wir auch dort äußere Eindrücke und innere Einfälle empfangen. Schon der Vergleich zwischen Wach- und Traumwelt zeigt, daß es nicht nur verkörperte, sondern auch unverkörperte Gestalten gibt.

Wir sahen also, daß dem Ich die Rolle des Kapitäns zukommt, der von der Kommandobrücke, dem Bewußtseinszentrum aus, aufgrund seiner Zielkenntnis (dem Richtungssinn) die Kraft seines Schiffes (der Psyche) unter Verwendung seiner Navigationsgeräte (des Denksinns) sinngemäß einsetzt. Zwischen Denksinn und Psyche besteht eine Wechselwirkung:

Einerseits kann der Denksinn ohne ständige Kraftzufuhr aus der Psyche nicht arbeiten, wie jeder beobachten kann, der ohne inneren Antrieb nachzudenken versucht. Obendrein liefert die Psyche dem Denksinn die nötige Betriebskraft nicht einmal zur freien Verfügung, sondern bevorzugt diejenigen Gebiete, auf die sie gerade gestimmt ist,

während es für sie "verbotene Gebiete" gibt, auf denen sie ein Nachdenken nicht gestatten will: all das natürlich nicht aus eigener Vollmacht, sondern aufgrund früherer vom Bewußtsein entsprechend beurteilter Eindrücke.

Andererseits hilft der Denksinn dem Bewußtsein bei der Erstbeurteilung der jeweils ins Auge gefaßten neuen, sowie bei der Neu-Beurteilung früherer Eindrücke und leistet damit einen wesentlichen Beitrag zur ständigen Veränderung der Kräfteverhältnisse in der Psyche.

Auch ohne Einsatz des Denksinns sind die Kräfteverhältnisse der Psyche ständig im Fluß durch das dauernde Hinzukommen neuer Eindrücke, welche die früheren in den Hintergrund drängen. Man kann daher innerhalb der Psyche im Wesentlichen drei Bereiche unterscheiden: den aktuellen Bereich, dem die Spontanhandlungen entspringen, dem aktiven Bereich, dessen Inhalte unter dem Eindruck entsprechender Stichworte aus der Umwelt jederzeit zu handlungsbestimmenden Inhalten werden können, und dem passiven Bereich, in den das versunken ist, was weder auf Spontanhandlungen noch auf die Beurteilung von Eindrücken Einfluß hat. Dieses Versinken in Vergessenheit braucht aber nicht endgültig zu sein. Vielmehr wird mancher schon beobachtet haben, daß bei Rückkehr zu früheren Lebensbedingungen Erinnerungen gewissermaßen durch Auffüllung mit Ähnlichem wieder auftauchen und Macht gewinnen, die zwischendurch völlig ausgeschaltet waren. Dies gilt sowohl für ihren informatorischen Inhalt wie für ihren Gefühlsgehalt. Man hat den Eindruck, daß diese beiden Bestandteile in der Psyche getrennt voneinander gespeichert werden, weil sie getrennt voneinander zu Bewußtsein kommen können (trotz zweifellos vorhandener Querverbindungen), wobei letzterer die Kraftreserve der Psyche bildet, während ersterer dem Denksinn als Rohmaterial dient.

Außer diesen drei Bereichen muß man, zumal in Hinblick auf parapsychologische Phänomene, die Existenz einer Vorfühlzone der Psyche annehmen, welche dem Bewußtseinszentrum die neuen Eindrücke und Einfälle zuführt. Nicht alle das Bewußtsein passierenden Eindrücke erfahren eine bewußte Beurteilung. Folglich empfangen sie dann auch keine entsprechende Gefühlsladung und sinken wegen ihrer dadurch geringen Behauptungskraft schnell in den passiven Bereich ab. In den

ersten Sekunden nach Empfang sind sie jedoch auf Anforderung meist noch reproduzierbar.

Sehr wichtig ist folgende Feststellung, die jeder an sich selbst machen kann: daß nämlich unsere Handlungen nicht unserem Bewußtsein, sondern unserer Psyche entspringen, also unbewußt vor sich gehen. Was uns bewußt wird, ist nur die Ausgangssituation und der Endeffekt: nämlich die Vollzugsmeldung unserer Handlungen durch die Umwelteindrücke, zu denen wir auch unseren Muskelsinn rechnen müssen. Der Handlungsprozeß selbst läuft nicht durch unser Bewußtsein. Der Beitrag unseres Bewußtseins zum Zustandekommen einer Handlung ist nur die Lenkung unserer Aufmerksamkeit auf den die Handlung auslösenden Bewußtseinsinhalt. Daß dieser Tatbestand den meisten Selbstbeobachtern entgangen ist, rührt von der großen Verbreitung der vorsätzlichen Bewußtseinsschaltung her. Bei dieser Schaltung fassen wir beim Handeln den Inhalt dessen ins Auge, was wir zu tun beabsichtigen mit dem Ergebnis, daß die von der Psyche vollzogene Handlung diesem Vorbild mehr oder weniger gleicht. Das ist aber weder die einzige, noch die beste Art, wie Handlungen zustandekommen können. Eine zweite weitverbreitete Art des Reagierens auf äußere Eindrücke ist die Affekt-Schaltung. Hier weiß das Bewußtsein nicht im voraus, was die Psyche tun wird, sondern das Verhalten folgt unmittelbar aus der ins Auge gefaßten Gefühlswallung. Die dritte Art des Verhaltens liefert die besten Resultate: Hier ruht die Aufmerksamkeit beim Handeln weder auf einem vorgefaßten Konzept noch auf den subjektiven Gefühlen, welche gerade in uns vorherrschen, sondern ist ungeteilt auf die zur Handlung herausfordernde Situation gerichtet. Die so empfangenen Eindrücke lösen dann aus den unbewußten Tiefen unseres Wesens ganz von selbst die ihnen angemessenen Handlungen aus, in elastischer Anpassung an die ständig wechselnde Umwelt, wobei die Kräfte unserer Psyche und die Einsichten unseres Denksinns ganz von selbst zur Geltung kommen.

Diese Unterscheidung gilt jedoch nur im Wachzustand, und dieser setzt erfahrungsgemäß einen gewissen Mindest-Kraftstrom von Bewußtseinseindrücken voraus. Sinkt die Stromstärke des Erlebens unter eine gewisse Grenze, so reicht sie nicht mehr aus, um den Auswertungspro-

zeß des informatorischen Teils unserer Erinnerungen durch den Denksinn in Gang zu halten. Dieser steht uns dann nicht mehr zur Verfügung, und wir vermögen dann Eindrücke und Einfälle mangels Zusammenhang mit der Vergangenheit nicht mehr richtig zu beurteilen. Dies ist jenes Umklappen in den Traumzustand, wie es mancher vom Einschlafen her kennt. Damit haben wir jedoch keineswegs "das Bewußtsein verloren", wie der Sprachgebrauch glauben macht: unser Bewußtsein bewegt sich dann nur in anderen Bereichen, sichtlich im Vollbesitz seines Richtungssinns, der ihm die Unterscheidung zwischen Schmerz und Freude sowie schön und häßlich erlaubt.

Die erwähnten zusätzlichen Wahlmöglichkeiten, die dem Bewußtsein im Wachzustand zur Verfügung stehen, werfen die Frage auf, ob die vom Ich jeweils vorgenommene Bewußtseinsschaltung zufällig und damit grundsätzlich unvorhersagbar ist. Dieses Problem muß von der Frage der Willensfreiheit völlig getrennt behandelt werden, wie ein einfaches Beispiel zeigt: Ich habe einen Freund, auf den ich mich verlassen kann. Wenn ich ihn um etwas bitte, was er erfüllen kann, weiß ich, daß er es tun wird. Beeinträchtigt mich durch dieses Vorherwissen seine Freiheit? Bestimmt nicht. Die Frage: "Frei oder unfrei?" bedarf offenbar einer Präzisierung: "Frei wozu und wovon?" Auf die so formulierte Frage ist eine klare Antwort möglich: Frei von Fremdbestimmung und frei zur Selbstbestimmung. So sind wir also unfrei in dem Maße, in dem das Fenster unseres Ichs, unserer Psyche, den Durchstrom seines überzeitlichen Lichtes trübt oder einschränkt. Frei sind wir insofern, als wir auch im verkommendsten Zustand unserer Psyche nach Maßgabe der durch sie begrenzten Einsichten und Kräfte unserem eingeborenen Richtungssinn folgen können. Mir sind keine Beobachtungen bekannt, die darauf hindeuten, daß irgendein Mensch in irgendeinem Augenblick seines Lebens diese Freiheit dahingehend benützt, seinem Richtungssinn nicht zu folgen. Vielmehr läßt sich alles, was wir an Verkehrtheiten bei uns und anderen beobachten, auf Fehler der Psyche, also auf einen Mangel an Einsicht oder an Kraft oder an beidem zurückführen. Wir können somit jedem Menschen, nicht nur dem weisen und gütigen, sondern auch dem Idioten und dem Verbrecher zubilligen, daß er sich in jedem Augenblick seines Lebens subjektiv optimal verhält nach

Maßgabe seines jeweiligen Einsicht- und Kräftezustandes. Damit ist unser Verhalten zwar als frei, aber zugleich als grundsätzlich voraussehbar zu betrachten, mindestens für eine höchste Instanz. Darauf deutet auch das oft beobachtbare Phänomen, daß selbst Fehler, die wir begingen, in einem höheren Plan sinnvoll eingeordnet erscheinen.

Wie aber ist dann das Gefühl des schlechten Gewissens zu verstehen, das sich einstellt, wenn wir etwas tun, was gegen unsere bessere Einsicht ist? Hier reichen die verfügbaren Kräfte der Psyche nicht aus, den Weisungen des Denksinns zu folgen, und das schlechte Gewissen ist das Bewußtsein dieses Widerstreits. Und was ist Reue? Sie bedeutet, daß wir eine begangene Handlung als falsch erkennen, die wir bei der Ausführung für richtig gehalten haben. Reue ist also ein Zeichen des inneren Fortschritts.

Die Qualitätsverbesserung der Psyche im Sinne höherer "Lichtdurchlässigkeit" gibt es sowohl durch direkte Einwirkungen auf den Gefühlsbereich wie durch wachsende Einsicht unter Benützung des Denksinns. Da wir hinsichtlich der ersteren von unserer Umwelt abhängig sind, wollen wir uns der letzteren Möglichkeit zuwenden. Was wir von uns aus tun können, ist, wie wir sahen, ausschließlich die Lenkung unserer Aufmerksamkeit. Alles weitere macht unsere Psyche im Verein mit dem Denksinn von sich aus. Um uns nicht nur subjektiv, sondern auch objektiv optimal verhalten zu können, müßten wir in jedem Augenblick unseres Lebens wissen, welche Bewußtseins-schaltung jeweils die richtige ist. Nun gibt es, wie wir bereits erwähnt haben, drei Hauptschaltungen: eine objektgerichtete und zwei subjektgerichtete, von denen sie, wie ein schmaler Grat zwischen zwei Abgründen, umgeben ist: Gefühlsherrschaft auf der einen und Vorsätzlichkeit auf der anderen Seite. Da es Mischformen zwischen diesen beiden gibt, linker und rechter Abgrund also zusammenhängen, ist der schmale, sachliche Pfad einem Schwebebalken sogar noch ähnlicher als einem Gebirgsweg.

Die reine Vorsatz-Schaltung, d.h. das vorher Sichausdenken dessen, was man tun oder sagen möchte, um es nachher genau so zu machen, hat mehrfache Nachteile:

1. leiden solche Handlungen an Kraftmangel, entspringen sie doch lediglich dem Denksinn und seinem Informationsarchiv, das nun mal nicht als Kraftdepot gebaut ist.

2. ist man in diesem Zustande sowohl für den Informations- wie für den Kraftgehalt neuer Eindrücke in dem Maße unempfänglich, als man mit dem inneren Bild seines Vorsatzes beschäftigt ist.

3. hinkt man dann mit seinen Handlungen immer etwas hinter der Situation her, da diese sich rascher zu verändern pflegt, als man in der gedanklichen Auswertung nachkommt.

Daß man bei dieser reinen Vorsatzschaltung, wie sie heutzutage so häufig ist, überhaupt einen äußeren Effekt erzielt, rührt nur daher, daß dem Alltagsverhalten eine Fülle von Gewohnheitsakten zur beliebigen Zusammenstellung zu zusammengesetzten Handlungen zur Verfügung steht. Dagegen versagt diese Methode gänzlich bei allem Ungewohnten, sei dies nun die Erlernung eines neuen Sports oder ein parapsychologischer Versuch. Im letzteren Falle ist das Ergebnis Null.

Manche versuchen nun, dem Kraftmangel eines Vorsatzes dadurch abzuhelpen, daß sie ihn mit Gefühlskräften vollpumpen, durch gedankliche Verknüpfung ihrer Absicht mit gefühlsgeladenen Vorstellungen. Hierbei wird jedoch erfahrungsgemäß die Mißerfolgs-Vorstellung stets stärker aktiviert, so daß das Gegenteil des Gewünschten eintritt. So wird der Radfahr-Anfänger von dem Hindernis, das er vermeiden will, magisch angezogen, und bei parapsychologischen Versuchen entstehen dann die bekannten negativen Psi-Werte der überzufälligen Ziel-Vermeidung. Charakteristisch für diese Bewußtseins-schaltung ist das Gefühl der Anstrengung: das Antreibenmüssen oder sich Gegenstemmen, und so gesellt sich zur Fruchtlosigkeit solcher Bemühungen auch noch Ermüdung und Überanstrengung. Hier gilt Beaudouin's auf die Coué-Technik gemünztes Wort: "Bewußte Anstrengung bewirkt das Gegenteil".

Die reine Affekt-Schaltung führt zwar zu verzögerungsfreien, kraftgeladenen Rückäußerungen auf Umwelt-Eindrücke, aber ihnen fehlt sowohl Vernunft wie Kontinuität. Es ist die Reaktionsart des triebhaften Menschen. Um ihrem Tun Stetigkeit zu geben, erheben viele eine gefühlsmäßig überwertige Vorstellung zum Vorsatz, d.h. sie stellen eine Rückkopplung ihres zur eigengesetzlichen Steuerung bestimmten Denksinns mit dem zu steuernden psychischen Motor her. Durch diesen

Kurzschluß verschwinden alle inneren Hemmungen. In diesem Zustand ist es leicht, sich neue Fertigkeiten anzueignen. Auch auf parapsychischem Gebiet führt er zum Erfolg, und viele magische Praktiken und Schulungssysteme laufen darauf hinaus, ihn zu erzeugen. Der Betreffende fühlt sich dann glücklich in seiner Freiheit von inneren Widersprüchen, in der Hochstimmung seines Kraftüberschusses, in der Wucht seines Vorwärtstürens, und imponiert damit vielfach auch denen, die aus Gewissenhaftigkeit lieber ihren inneren Zwiespalt ertragen als sich kritiklos einer Idee zu verschreiben oder sich hemmungslos einem Trieb zu überlassen.

Die Schattenseite dieser zum Vorsatz erhobenen Affektschaltung ist die Verzerrung der Eindrücke und Denkergebnisse. Man beurteilt dann alles, was an einen herantritt, nur von der betreffenden Leitidee her: Was nichts mit ihr zu tun hat, bleibt unbeachtet; was auch nur Ähnlichkeit mit ihr hat, wird als Bestätigung gewertet; was ihr widerspricht, wird abgelehnt und bekämpft. Der Gedächtnisbereich erfährt die gleiche einseitige Beleuchtung wie neue Eindrücke. Ja sogar die Denkprozesse selbst können sich nicht mehr eigengesetzlich entfalten: alle die Leitidee stützenden Verknüpfungen, wenn ihre Zulässigkeit auch noch so problematisch ist, erfahren die Wertung gesicherter Ergebnisse, während Schlußfolgerungen, welche ihr widersprechen, blockiert werden und somit gar nicht zu Bewußtsein kommen. Je länger ein solcher Zustand dauert, desto unheilbarer wird er, es sei denn durch eine Katastrophe. Im Grenzfall handelt es sich um ein partielles Irresein, wo der Betreffende zu einem vernünftigen Verhalten nur noch innerhalb des mehr oder weniger engen Bereichs fähig ist, den ihm seine Leitidee läßt.

Die eingangs bereits kurz beschriebene objekt-bezogene Bewußtseinsschaltung sieht der soeben geschilderten Gefühls-Rückkopplung ähnlicher als dem vorsätzlichen Leben. Beide sind frei von innerem Zwiespalt, sie ermüden nicht, sie brauchen keine Nachdenkpausen, sondern reagieren blitzartig auf jede Veränderung der Situation, und man lernt bei beiden Schaltungen die eigenen Handlungen nicht im voraus, sondern erst aus den Vollzugsmeldungen seiner Sinne kennen, ganz im Gegensatz zum vorsätzlichen Verhalten. Während letzteres nie

erfolgreich ist, führt das objektbezogene Verhalten immer zum Ziel, während beim Leben aus dem Affekt Erfolg oder Mißerfolg von der Stärke des Gegenspielers abhängt. Das objektbezogene Verhalten dagegen ist in Phase mit dem Geschehen und hat insofern gar keinen Gegenspieler. Es denkt nicht an sich, sondern dient ganz selbstvergessen dem Gebot der Stunde. Es steht dem Affekt-Verhalten an innerem Schwung nicht nach und ist dem vorsätzlichen Verhalten nicht nur in der Schnelligkeit, sondern auch in der Richtigkeit der Ergebnisse überlegen. Offenbar ist die Fähigkeit der inneren Betrachtung nicht dazu da, um das Verhalten gegenüber der Außenwelt Augenblick für Augenblick in allen Einzelheiten zu konstruieren, sondern nur, um grundsätzliche Klarheiten zu gewinnen, die nicht unter Zeitdruck stehen.

Auch unsere Gefühle sind offenbar nicht dazu da, um durch Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf sie zu direkten Ausbrüchen veranlaßt zu werden, sondern um bei objektbezogener Einstellung, in bewußter harmonischer Zusammenarbeit mit dem Denksinn und seinem Informationsbereich, als Kraftquelle hinter unseren Handlungen zu stehen, welche die ständig wechselnden Eindrücke in uns auslösen. Wer sich in diesen unbewußt verlaufenden Auswertungsprozeß seines Denksinns durch bewußtes Beobachten einschaltet, stört und verzögert ihn. Bei dieser objektbezogenen Einstellung sind wir für alles aufgeschlossen, was an äußeren Eindrücken oder inneren Einfällen in die Reichweite unseres Bewußtseins tritt, auch für die Einsichten und Kräfte, die sie in sich bergen. Darum nennt sie Johannes Müller, der eigentliche Entdecker dieser Bewußtseinsschaltung in ihrer Bedeutung für das praktische Leben, an manchen Stellen seiner Schriften das "Leben aus dem Herzen", zum Unterschied einerseits vom "Leben aus dem Gefühl" (Affektschaltung), andererseits vom "Leben aus dem Denken" (Vorsätzlichkeit). An anderer Stelle bezeichnet er es als sachliches, heroisches, waches, persönliches Leben zum Unterschied vom unsachlichen, sentimental, trunkenen, unpersönlichen Verhalten. Es entspricht der religiösen Forderung nach Selbstlosigkeit im Sinne von Selbstverleugnung und Selbstvergessenheit, da bei der objektbezogenen Handlungsweise sowohl die eigenen Gefühle wie die eigenen Vorsätze vom

Bewußtsein unbeachtet bleiben.

Man könnte vermuten, daß ein solches gefühls- und vorsatzfreies Handeln einen regielosen, chaotischen Charakter habe. Das Gegenteil ist jedoch der Fall. Wo wir diese Verhaltensart an Anderen beobachten, oder wo es uns selbst gelingt, sie einzunehmen, finden wir ein Eingefügtsein in einen höheren Zusammenhang. Wir passen dann in die vorliegende Situation wie der Schlüssel ins Schloß. Wir sind dann in Phase mit dem Geschehen, ähnlich wie ein Mitspieler in einem Orchester mit allen anderen Mitspielern in Phase ist. Es herrscht dann Harmonie zwischen uns und unserer Umwelt wie zwischen den Organen eines gesunden Organismus. Kurz, wir haben dann das Phänomen der Kohärenz vor uns, das auf physikalischer Ebene den gemeinsamen Ursprung verschiedener gleichzeitiger Ereignisse anzeigt: hier also eine übergeordnete Intelligenz, deren Werkzeuge wir samt unserer Umwelt sind. Demgegenüber ist das ich-bezogene Verhalten einem inkohärenten Sekundärstrahl zu vergleichen: Wohl empfängt auch er sein Licht aus der gleichen Quelle, aber sein Eigenlicht ist mit dem Urlicht nicht in Phase.

Leider genügt es nicht, die ichbezogene Bewußtseinsschaltung als falsch und die objektbezogene als richtig erkannt zu haben, um von Stund an ganz aus dieser Einsicht zu leben. Der von einem einmaligen Akt der Erkenntnis erfaßte Bereich unserer Psyche ist meist nur ein kleiner Ausschnitt. Um ohne Rückfälle aus einer Erkenntnis leben zu können, muß diese die ganze Psyche durchdringen und alle entgegenstehenden früheren Konzeptionen und Gewohnheiten überwunden und neutralisiert haben. Kurz, gegenüber dem seelischen Gesamtgewicht aller bisherigen Fehlvorstellungen muß die Summe der seelischen Einzelgewichte immer wieder neuer Vergegenwärtigungen der besseren Einsicht das Übergewicht gewinnen, was lange Zeit in Anspruch nehmen kann.

Diese Schaltregeln gelten gegenüber der inneren Umwelt ebenso wie gegenüber der äußeren, also nicht nur auf dem Gebiet der Sinneswahrnehmungen und körperlichen Handlungen, sondern auch beim Nachdenken. Wer ohne inneren Antrieb einen Gedanken vorsätzlich weiterzuspinnen versucht, wird darüber ermüden, ohne zu neuen Gesichtspunkten zu kommen. Wer sich von seinen Gedanken gefühlsmäßig hinreißen läßt,

gelangt in die Irre. Das Ergebnis ist dann eine tropische Vegetation gefühlsgeladener Vorstellungen, die mit der Wirklichkeit nichts zu tun haben. Wir sind gewohnt, nur die Außenwelt als objektiv, die Innenwelt dagegen als subjektiv zu bezeichnen. In Wirklichkeit stellen aber unsere Erinnerungseindrücke ebenso eine Brücke zu einem Objekt dar wie die gegenwärtigen Sinneseindrücke. Selbst das haben beide gemeinsam, daß sie uns nicht vom gegenwärtigen Zustand, sondern von einem vergangenen Zustand des betreffenden Objekts berichten, denn auch die Sinnesbotschaften brauchen ihre Zeit, bis sie uns erreicht haben. Diesem Zeitfaktor entsprechend bringt der Blick nach innen die besten Früchte dort, wo es sich um überzeitliche Erkenntnisse handelt. Je kurzfristiger ein Problem gelöst werden muß, desto geringer ist der Beitrag, den das Nachdenken dazu leisten kann, und desto mehr wird man die Lösung dem spontanen Reagieren auf die Umwelteindrücke überlassen müssen.

Ähnlich wie die nach außen gerichtete Aktivität, die die besten Ergebnisse zeitigt, wenn das Bewußtsein rein beobachtend den Umwelteindrücken zugekehrt ist, während die Psyche die zugehörigen Akte spontan vollzieht, so ist die nach innen gerichtete Aktivität um so fruchtbarer, je mehr das Bewußtsein auch hier beobachtend eingestellt ist, statt aktiv zu denken. Der einzige Unterschied ist, daß es sich hier um Gegenstände der Innenwelt statt der Außenwelt handelt.

Ausgangspunkt der inneren Betrachtung ist häufig ein Widerspruch, sei es zwischen einer eingesessenen Theorie und einer neuen Beobachtung, zwischen zwei gleich gut fundierten Theorien oder zwischen Beobachtungen, die unter verschiedenen Bedingungen angestellt wurden. Das scharfe Ins-Auge-Fassen eines solchen Widerspruchs setzt eine unterbewußte Suchaktion in Gang, die früher oder später, manchmal noch während der Innenschau, manchmal erst nach Tagen während einer ganz anderen Beschäftigung das Bewußtsein mit einem lösenden Einfall überrascht. Eine solche Intuition durch eine gedankliche Konstruktion ersetzen zu wollen, führt erfahrungsgemäß nicht nur nicht zum Ziel, sondern macht obendrein noch unempfänglich für den allein weiterführenden spontanen Einfall. Stellt sich der nicht gleich ein, so hilft nur ein wiederholtes Stellen der inneren Frage und ein geduldiges

Auf-Antwort-Warten. Wenn uns Ungeduld ergreift, besteht die Gefahr, daß unsere Psyche uns zur Befriedigung unserer Ungeduld eine Ersatzlösung präsentiert, welche das Problem nur scheinbar löst, aber die Gefühlsladung einer vollen Lösung besitzt. "Frei von Affekt und Vorsatz" lautet also auch hier die Parole.

Stellt sich schließlich ein Einfall ein, der den inneren Widerspruch zu lösen scheint, sei es im Sinne einer Widerlegung der einen Alternative oder im Sinne einer Synthese beider Konzeptionen zu einer höheren Einheit, so darf man dabei nicht stehen bleiben. Nun beginnt vielmehr erst die eigentliche innere Arbeit. Wohl pflegt ein solcher Einfall stets einen Wahrheitskern zu enthalten, der über das bisher Erkannte hinausführt, aber fast nie repräsentiert er sie schlackenfrei und nie zeigt er sich auf Anhieb in allen seinen Konsequenzen. Nun gilt es, in geduldiger Kleinarbeit diesen Zuwachs der Eigenwelt allen anderen einschlägigen Erfahrungsinhalten und Begriffen gegenüberzustellen, welche unsere Psyche im Laufe der Jahre bereits gesammelt hat. Bei dieser Betrachtung des Einen im Lichte des Anderen erfahren beide Teile eine Veränderung. Bisher ungeahnte Zusammenhänge zwischen bisher getrennten Gebieten werden sichtbar, und manche langgehegte Fehlvorstellung bricht dabei als unhaltbar in sich zusammen. Dieser Prozeß ist mit einer einzigen Innenschau nicht abgeschlossen. Wenn wir heute glauben, damit am Ende zu sein, kommt es vor, daß sich morgen eine noch übersehene Gruppe von Erfahrungsinhalten in den Vordergrund drängt und nach einer Gegenüberstellung mit dem Einfall verlangt. Der Vergleichsimpuls des Bewußtseins hat also einen psychischen Reifungsprozeß in Gang gebracht, der auch weiterläuft, während wir nicht daran denken, und immer neue Vergleichsobjekte zutage gefördert, so daß wir sie nur zu beschauen brauchen. So besteht die Aufgabe des Bewußtseins im Säen und Ernten. Das Keimen, Wachsen, Blühen, Reifen und Fruchtbringen besorgt die Psyche ohne unser Zutun. Bei dieser Gegenüberstellung des neugewonnenen Mitglieds unserer Psyche mit ihren vielen eingesessenen Mitgliedern tauchen schließlich neue innere Widersprüche auf, oft gleich, oft erst nach Jahren, und dann beginnt das Frage- und Antwort-Spiel von neuem: eine Kette, die nicht abreißt und nicht abreißen darf, wenn das

geistige Leben nicht erstarren soll. Ist doch eine neue Erkenntnis nie ein Ende, sondern immer nur ein Anfang. Jede beantwortete Frage erzeugt zwei neue. Die Welt des Unbekannten ist ein unendlicher Raum, worin das begrenzte Volumen des Erforschten wie eine Kugel schwebt. Je weiter die Forschung fortschreitet und so das Volumen des Wissens vermehrt, desto größer wird die Berührungsfläche mit dem Unbekannten."

Sehr anregend war für mich L.R. Hubbard's Entdeckung der Stimmungsskala: jenes linearen Zusammenhangs zwischen den Seelenzuständen von Apathie, Schmerz, Furcht, Zorn und Heiterkeit, sowie ihre Auswirkungen auf das Verhalten. Diese Skala ergänzte ich nach oben durch Hinzunahme von Begeisterung und friedvoller Seligkeit als einem inneren Glückszustand. Hierbei machte ich die Beobachtung, daß diese im Passiven beginnende Stufenleiter sich gleichsam spiralig wieder einem Ruhezustand nähert. Ferner fand ich, daß nicht nur Zwischenzustände zwischen zwei benachbarten Seelenlagen vorkommen, sondern auch Querverbindungen, z.B. alle Abstufungen zwischen edlem Schmerz und schmerzlicher Begeisterung, zwischen Bangigkeit und Zuversicht; ferner der Elegie als Zwischenstufe zwischen Apathie und innerem Frieden, der Tapferkeit zwischen Schmerz und Zorn sowie des Mutes zwischen Zorn und Begeisterung.

F. Wiedemann, der die Stimmungsphänomene unabhängig von Hubbard untersucht hat, fand eine paarweise Zusammengehörigkeit positiver und negativer Gefühle, die sich gut in obiges Schema einordnen läßt. Danach bedeuten positive Gefühle ein Steigen, negative ein Sinken in der Stimmungsskala. Überhaupt fand ich, daß unsere jeweiligen Gefühle uns nicht anzeigen, auf welchem Niveau wir uns befinden, sondern in welche Richtung sich dieses verändert. Wenn sich gerade nichts ändert, sind wir gleichmütig ohne Gefühlsensation, wie hoch oder tief wir auch stehen mögen.

Weitere Beobachtungen an mir selbst und anderen führten dann zu dem (hier teilweise wiedergegebenen) Aufsatz: "Die Psyche als Mittler zwischen Bewußtsein und Umwelt" in EWB 1970 Nr. 4:

"Bisher haben wir die Beziehung zwischen Bewußtsein und Psyche nur unter dem entgegengesetzten Gesichtspunkt betrachtet, nämlich der Rolle

des Bewußtseins, zwischen Umwelt und Psyche zu vermitteln, sei es bei der Sammlung von Erlebnissen durch Wahrnehmung, sei es bei der Auswirkung dieser Ergebnissammlung im bewußten Handeln.

Doch spielt die Psyche bereits eine Rolle bei der Auffindung und Formung der dem Bewußtsein zugeleiteten Umwelteindrücke und auch bei der Tatwerdung eines Bewußtseinsimpulses.

Offenbar handelt es sich hier um verschiedene Seiten oder Teile der Psyche, worunter natürlich nicht etwa eine räumliche, sondern nur eine funktionsmäßige Gliederung zu verstehen ist. Der Teil der Psyche, für den das Bewußtsein den Mittler zur Umwelt darstellt, ist durch eine Sammelfunktion gekennzeichnet, sowohl für Informationen als auch für die damit verbundenen Gefühlsladungen (also den als Triebkräfte wirkenden seelischen Energien), grob unterteilbar in eine sofort greifbare Oberschicht und eine nur über diese zugängliche Tiefenschicht.

Bei dem Teil der Psyche, der zwischen Bewußtsein und Umwelt vermittelt, muß zwischen Wahrnehmung und Wirkung unterschieden werden, ferner, auf dem Wahrnehmungsgebiet, zwischen äußeren und inneren Wahrnehmungen. Für erstere müssen wir ein eigenes Wahrnehmungszentrum annehmen, dazu noch unterteilt nach Sinnesbereichen, welches alle Umweltgegebenheiten in eine für unser Bewußtsein verdauliche Form bringt. Nehmen wir als bestuntersuchtes Beispiel den Sehsinn, so wird deutlich, wieviel Vorarbeit geleistet werden mußte, um aus den das Auge treffenden Lichtschwingungen ein farbiges Bild unserer Umwelt zu erhalten. Mag auch ein Teil dieser Vorarbeit physiologisch bedingt sein bzw. auf Konto unseres Bios gehen, z.B. die Richtungszuordnung¹¹ und die drei unterscheidbaren Farbqualitäten (Farbton, Helligkeit und Reinheit), so ist doch manches nur vom Psychischen her verständlich: etwa die Aufspaltung eines punktförmigen Farbeindrucks durch Mitbeurteilung der Umgebung in die Kategorien Lokalfarbe, Beleuchtungsfarbe und Mediumfarbe, oder die scheinbare Gewölbtheit des Himmels mit dem scheinbaren Unterschied zwischen Zenit- und Horizont-Entfernung. Offenbar haben wir es hier mit einem vorbewußten Interpretationsergebnis der Netzhautreize von seiten unseres psychischen Wahrnehmungszentrums zu tun, ebenso bei den

verschiedenen Arten von Sehtäuschungen, z.B. bei falsch interpretierten Relativbewegungen oder bei der Verwechslung zwischen konkav und konvex.

Eine Wahrnehmung kann sich uns ungesucht aufdrängen bzw. von einem anderen Individuum induziert sein, indem es entweder ungewollt in unseren Bereich gerät oder uns beeindruckt will, oder sie kann das Ergebnis eines Suchimpulses sein. Dies gilt sowohl für physische (Sinneseindrücke) als auch für imaginative Dinge (Gedankenlesen). Gesuchte Wahrnehmung dient vor allem der Tatvorbereitung zur Wunscherfüllung.

Was die inneren Wahrnehmungen betrifft, so ist diesen, z.B. einem Erinnerungsbild, kein bestimmter Ort im Außenraum zuordenbar wie bei Sinneswahrnehmungen. Auch kommen noch Begriffe und Gefühle hinzu. Es dürfte also nicht das gleiche psychische Wahrnehmungszentrum dafür zuständig sein, obwohl die Wahrnehmungsqualitäten, z.B. Gestalt und Farbe, die gleichen sind. Diese innere Wahrnehmungsform ist nicht auf Erinnerungseindrücke, d.h. auf eine bloße Reproduktion früherer Sinneseindrücke und Gedanken beschränkt, sondern kann in zweifacher Hinsicht Neues enthalten: 1.) neue Einfälle und 2.) aus Vorhandenem zusammengesetzte Vorstellungsbilder, also Eigenerzeugnisse.

Der Wahrnehmungsbereich, aus dem wir neue Einfälle schöpfen, gehört offensichtlich nicht der Welt des Gewordenen an, sondern ist gleichbedeutend mit der schon von Plato als Ursprung alles Seienden erkannten überzeitlichen Ideenwelt. Dabei müssen wir annehmen, daß nicht nur neue Ideen uns mit dem Überzeitlichen in Verbindung bringen, sondern daß jedes Verständnis einer Wahrnehmung oder eines Begriffs nur durch unseren Kontakt mit dem zugehörigen überzeitlichen Urbild zustande kommt. Unser Verständnis davon ist mit dem Urbild nicht identisch, sondern ist nur seine (mehr oder weniger unvollkommene oder lückenhafte) Widerspiegelung. Nun lehrt die Erfahrung, daß uns meist nur solche neuen Gedanken einfallen, die den bereits in uns vorhandenen irgendwie benachbart sind oder eine Synthese zwischen zwei verschiedenen schon vorhandenen darstellen. Die Inhalte unserer Psyche sind also Fühlhörnern vergleichbar, mittels derer das jeweils Angrenzende im überzeitlichen Bereich uns, d.h. unserem Bewußtsein, als

Einfall zugänglich werden kann. Nach seinem Übergang aus dem Bewußtseinsraum in das Depot unserer Psyche bildet ein solcher Einfall nun selber einen Kontaktgegenstand zu noch entfernteren Bereichen des Überzeitlichen. Man könnte diesen Prozeß mit dem Wachsen eines Kristalls in seiner Mutterlauge vergleichen, nur daß im psychischen Bereich gleichsam alles Oberfläche ist, d.h. mit der überzeitlichen Umwelt in direkter Verbindung bleibt. Unsere Psyche hat gewissermaßen so viele Dimensionen wie unterscheidbare Inhalte. Suchimpulse unseres Bewußtseins, sei es nach neuen Einsichten, sei es nach verlorenen Erinnerungsinhalten, wirken sich dahingehend aus, daß bis zur nächsten Beschäftigung mit dem betr. Gegenstand unsere Psyche viel mehr einschlägiges Material zur Bewußtwerdung bereitgestellt hat als vorher greifbar war.

Daß der uns zu Bewußtsein kommende Tatimpuls oder Vorsatz mit der Tat selber nicht identisch ist, merken wir vor allem dann, wenn Absicht und Ergebnis voneinander abweichen, wie es bei ungewohntem Tun der Fall zu sein pflegt, oder wenn die Handlung selber viel komplizierter ist als unser jeweiliger Ausführungsimpuls. Letzteres ist charakteristisch für alles Geübte, z.B. die Leistung eines Jongleurs. Es muß also eine unterbewußte Instanz in uns am Werk sein, welcher unser bewußter Tatimpuls nur als Signal dient, um ihn zusammen mit einschlägigen Bestandteilen unseres psychischen Depots zu einem konkreten Ergebnis zu verarbeiten. Das ist mit dem Wort 'Wirkzentrum' gemeint. Was wir von unserer Aktion jeweils wahrnehmen, ist nur das, was uns von der dadurch erzielten Umweltveränderung anschließend unsere Sinne zutragen.

An dieser Umweltveränderung ist außer unserem psychischen Wirkzentrum eine ganze Reihe nachfolgender Instanzen beteiligt. Die für Normalhandlungen nächstzuständige ist der Gesamtbios unseres Organismus, welcher das Sollbild des psychischen Wirkzentrums auf seine Weise versteht und via Nerven und Drüsen in die entsprechende Muskeltätigkeit umsetzt, d.h. die ihm unterstellten Organ- und Körperzell-Bionten mit den ihnen verständlichen elektrischen und chemischen Reizen in zielgemäßer Weise steuert. Dabei brauchen wir den Wirkungsweg nicht zu kennen, sowenig wie ein König die Künste aller in seinem Dienste

stehenden Handwerker zu beherrschen braucht, um sich ihrer bedienen zu können.

Im psychosomatischen Bereich ist unser jeweiliger Seelenzustand auch ohne bewußten Tatimpuls wirksam. Schlechte und gute Stimmungen sowie erfreuliche und unerfreuliche Vorstellungen sind offenbar für den Gesamtbios einer entsprechenden Umweltsituation gleichwertig. Die zentrale Lage der Hypophyse im Gehirn scheint bei Eintreffen von Nervenimpulsen zu ihrer automatischen Miterregung zu führen, als Signal zur Verwirklichung des entsprechenden Sollbilds durch Ausschüttung aktivierender oder dämpfender Hormone. Die Zentralisierung aller Wahrnehmungs- und Schaltstellen im Gehirn ist offenbar die Voraussetzung zur Automatisierung genormter Prozesse, wodurch Zeit gespart und dem Bewußtsein Arbeit abgenommen wird. Bei Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf bestimmte Körperteile kommt zu dieser indirekten Wirkung über den Gesamtbios noch eine direkte Imaginationswirkung hinzu. Was sich an psychischen Ladungen im Körper niederschlägt, verliert dadurch sein Potential. So kann körperliche Erkrankung seelisch läuternd wirken. Es gibt auch den anderen Fall, daß eine körperliche Heilung den seelischen Zustand verschlechtert, gleichsam durch Ventilverstopfung. Das Erlebnis der betr. körperlichen Besserung oder Verschlechterung kann aber über das Bewußtsein auch eine gleichläufige psychische Veränderung bewirken.

Auch das 'magische Kraftfeld', das jeder Mensch um sich zu haben scheint, und das, im Guten wie im Bösen, dafür maßgeblich ist, was an Umwelteinflüssen an ihn herankann, setzt keinen bewußten Tatimpuls voraus, sondern ist eine Auswirkung unserer jeweiligen seelischen Beschaffenheit."

In dem Aufsatz "Seelenstruktur" (EWB 75/2) konnte ich zeigen, daß viele seelische Vorgänge formale Entsprechungen im Bereich elektrischer Vorgänge haben, obgleich es sich wesensmäßig um ganz verschiedene Dinge handelt.

4.) Im Grenzbereich des Ungewöhnlichen

Mein Interesse für Paraphänomene geht bis auf die Zeit vor dem Krieg zurück, als die Fakirin Doria Koringa in der Berliner Deutschlandhalle auftrat. Mit bloßen Füßen betrat sie eine Leiter mit Sprossen aus scharfgeschliffenen Klingen, ließ in selbsterzeugter Starre, nur an Füßen und Nacken unterstützt, einen Steinquader auf ihrer Brust zertrümmern und hypnotisierte Krokodile, daß sie ihren aufgesperrten Rachen erst auf ein von ihr gegebenes Zeichen wieder schließen konnten. Um die gleiche Zeit bekam ich Paul Brunton's berühmtes Buch über seine Erlebnisse mit Jogis in die Hände. Außerdem absolvierte ich gerade einen Kurs über Atemtechnik, der mir bis dahin ungeahnte Selbsthilfemöglichkeiten zeigte. In PPZ 56/1 gab ich darüber folgenden Bericht:

"Es sind nun fast neunzehn Jahre her, daß ich meinen ersten Atemkurs bei Bettina v. Bechtolsheim-Johnske belegte. Damals erhielten wir Kursteilnehmer nach Absolvierung der Grundübungen Hinweise auf einige spezielle Anwendungsmöglichkeiten der bewußten Atemführung. Von diesen erwies sich als besonders vielseitig verwendbar die Hinlenkung der Aufmerksamkeit an eine bestimmte Körperstelle, während man gleichzeitig eine der vier Atemphasen gegenüber den drei anderen betonte. Dabei war es zunächst die Betonung des eingeatmeten Zustandes, womit ich bei mir selbst gewisse Erfolge erzielte, so gegen Rheumatismus, Kopfschmerzen u.dgl.

Etwa ein Jahr nach Beendigung dieses Kurses sprang mir beim Sport das Knie aus der Kapsel. Durch einen leichten Schlag brachte ich es zwar wieder in die richtige Lage, doch folgte die in solchen Fällen übliche wochenlange Schwellung und Gehbehinderung, die sich durch Umschläge u.dgl. nur langsam besserte. In der Absicht, Bergtouren zu machen, hatte ich bereits vorher meinen Urlaub nach Berchtesgaden verlegt. Als ich dort aus dem Zug stieg, ebenso wie anschließend beim Treppensteigen in unserem Haus, gelang mir das nur unter Schmerzen und mit Hilfe eines Stocks.

Da kam mir der Gedanke, die Technik des 'Hinatmens', wie ich die Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf die schmerzende Stelle unter

gleichzeitiger Betonung des eingeatmeten Zustands nannte, auf mein Knie anzuwenden. Schon vorher hatte ich mich von der Vorstellung freigemacht, daß bei dieser Technik der Atem mit der 'beatmeten' Körperstelle selbst in Kontakt kommen müsse, und sie durch die den gemachten Beobachtungen besser gerechtwerdende Theorie ersetzt, daß die Atemführung nur das Bindeglied zwischen Bewußtsein und Blutkreislauf darstelle. Trotzdem war ich von dem Ergebnis des Versuches selber überrascht:

Schon nach wenigen Atemstößen konnte ich schmerzfrei die Treppe hinuntersteigen, und bei Gehversuchen vor dem Haus merkte ich, wie die schmerzfremde Pause nach jedem Atemstoß zusehends länger wurde. Obgleich ich keine vorgefaßte Vorstellung hineinsteckte, sondern nur beobachtete, bekam ich den Eindruck eines Kraftfeldes oder einer 'inneren Hand', mit der ich den Schmerz konzentrisch angreifen und in die Enge treiben konnte, bis er erlosch. Ermutigt durch diesen Erfolg wagte ich mich am nächsten Tag auf den 'Lockstein' (einem erhöhten Aussichtspunkt nahe der Ortschaft) und konnte am 3. Tage bereits zu einer Hochtour starten (Jenner, 1800 m), wobei ich an mühsamen Stellen meinen Bergstock sogar noch an meine Begleiterin abtrat. Ich hatte also das Knie wieder völlig in der Gewalt, obgleich die Schwellung erst etwas später verschwand: Sooft ich Schwäche oder Schmerz wiederkehren fühlte, genügten wenige Atemstöße, um die Störung wieder abzustellen.

Seitdem ist die Atemtechnik ein fester Bestandteil meiner Selbsthilfemöglichkeiten geworden und hat sich inzwischen in zahllosen weiteren Fällen bewährt. Für leichtsuggestible Menschen mag das nichts besonderes sein, weil bei ihnen eine von außen empfangene oder selbsterzeugte Vorstellung das Gleiche und mehr vollbringen kann. Für mich aber, den mein berufsbedingter Mangel an Autoritätsgläubigkeit, verbunden mit einer kritischen Einstellung auch den eigenen Vorstellungen gegenüber, von den suggestiven Hilfsquellen abgeschnitten hat (wie ich in wiederholten Versuchen zu meinem Bedauern feststellen mußte), ist diese Atemtechnik von unschätzbarem Wert. Erfordert sie doch weder Annahme noch Selbsterzeugung einer Vorstellung (welche bei mir stets durch eine spontane Gegenvorstellung entkräftet zu werden pflegt), sondern es ist einfach ein Hinlenken des Bewußtseins an die

schmerzende Stelle, ohne daß man irgendetwas dabei zu denken braucht, mit einer bestimmten Atemführung als Unterstützung."

Hierzu berichtete Karl Auwärter in EWB 66/3:

"Dr. Ehrenberg verriet einmal ganz beiläufig, daß es möglich sei, Schmerzen und sogar Krankheiten mit Hilfe von bestimmten Atemübungen zu heilen. Es handelte sich um das in PPZ Nr. 1 (1956) beschriebene 'Hinatmen', d.h. eine Betonung des eingeatmeten Zustands innerhalb der 4 Phasen unter Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf die schmerzende Stelle. Er erzählte, wie er sich eine schwere Knieverletzung zugezogen hatte und aufgrund dieser Übung nach kurzer Zeit wieder gehfähig wurde. Dies überraschte mich um so mehr, als ich genau dieselbe Knieverletzung an beiden Beinen gehabt hatte, deretwegen lange Zeit gehunfähig war und operiert werden mußte.

Da ich immer schon fest davon überzeugt war, daß es möglich sein müsse, Krankheiten und auch Verletzungen nicht nur durch Hilfe von außen, sondern mit Hilfe eigener seelischer Kräfte zu heilen, ging ich an diese wunderbare Methode ohne Zweifel heran.

Kurze Zeit später hatte ich schon Gelegenheit, die Wirkung dieser einfachen Übung an mir selbst zu erproben. Von ärztlicher Seite erfuhr ich, daß ich eine fortgeschrittene Kieferhöhleneiterung hätte, die zwar äußerlich nicht sichtbar, aber durch eine beunruhigende Veränderung der Augen angezeigt wurde. Da ich einen chirurgischen Eingriff vermeiden wollte, beschloß ich die empfohlene Übung durchzuführen. Ich konzentrierte mich auf die Vorstellung, durch den erkrankten Körperteil durchzuatmen. Dabei dachte ich an ein Meßglas, das sich während der rhythmischen Atemübungen langsam füllt und langsam wieder entleert. Ich verband damit noch die Vorstellung, positive, heilende Kräfte würden das kranke Glied durchfließen und alle Krankheiten wegspülen.

Diese mir bisher unbekannt Methode führte ich während einer Woche ca. zwei Minuten täglich durch und konnte nach kurzer Zeit feststellen, daß sich das Allgemeinbefinden spürbar hob und oben erwähnte krankhafte Veränderung der Augen immer mehr zurückging, bis alle Symptome gänzlich verschwanden.

Erstaunt über die prompte und überraschende Heilwirkung empfahl ich diese Übung in meinem Freundeskreis. Als eine mir bekannte Dame über beunruhigende Störungen im Unterleib klagte, verwies ich sie ebenfalls auf die neuartige Methode. Wiedereinmal war sie imstande, die aufgetretenen Unregelmäßigkeiten in kürzester Zeit zu beseitigen.

Als ich mir zwei Metallstifte in den Daumen stieß, konnte ich beobachten, wie die Übung bei Fleischwunden wirkt. Ungefähr 1 Minute nach Durchführung der Übung verschwand der stechende Schmerz fast restlos und - was mich noch mehr erstaunte - nach wenigen Minuten war der Daumen vollkommen druckunempfindlich. Den erstaunlichsten Erfolg bis jetzt hatte die Übung bei einer jungen Dame, die an einer gefährlichen Knochenmark-Eiterung litt. Diese Knochenmark-Vereiterung war bereits so fortgeschritten, daß eine Operation unumgänglich schien. Als die junge Dame von der neuartigen Übung hörte, führte sie sie während einer ganzen Nacht durch und erzielte einen so großartigen Heilerfolg in dieser einzigen Nacht, daß ihr der verblüffte Arzt aufgrund einer Röntgenaufnahme mitteilen konnte, eine Operation sei nun nicht mehr notwendig."

Über weitere einschlägige Erfahrungen schrieb ich in PPZ 56/5 unter dem Titel: "Selbsthilfe durch Atemtechnik":

"Daß die kranke Stelle selber mit der Atemluft gar nicht in Berührung zu kommen braucht, um atemtechnisch behandelbar zu sein, daß vielmehr eine Steuerung des Blutkreislaufes mit im Spiel ist, geht aus den Selbstversuchen klar hervor. Aber auch eine bloße Erhöhung der Durchblutung an der 'beatmeten' Stelle scheint mir für die Differenziertheit der beobachteten Heilungsvorgänge keine ausreichende Erklärung zu geben. Eher hat es den Anschein, als ob die Hinlenkung des Bewußtseins an die kranke Stelle das ihr zugrundeliegende Sollbild, ihre 'Entelechie', aktivierte, wobei natürlich ein Sichöffnen für den Blutkreislauf einen Teil des dadurch eingeleiteten Gesundungsprozesses darstellen kann. Die bewußte Atemführung wäre dann nur ein Hilfsmittel, um ohne Verbal-Suggestion diese Bewußtseinsverlagerung möglich zu machen. Damit ist zunächst nur die Richtung angedeutet, in der das Verständnis dieser Phänomengruppe zu suchen ist, und es sei nicht verschwiegen, daß eine Reihe von Sondererscheinungen noch keine befriedigende Deutung gefunden haben.

Nun zum gesicherten Teil der mit den erwähnten atemtechnischen Varianten gemachten Selbsterfahrungen:

Betonung des eingeatmeten Zustands unter gleichzeitiger Hinlenkung der Aufmerksamkeit an die schmerzende Stelle. Die psychotechnische Seite ist ein Sich-Einfühlen in die schmerzende Stelle während des Eingeatmetseins, wobei sich für den Gesamtprozeß: Atemführung plus Bewußtseinslenkung, die Bezeichnung 'Hinatmen' eingebürgert hat. Der Schmerz dient hierbei der Aufmerksamkeit als Leitfaden. Das Wort 'Hindenken' für diese Lenkung der Aufmerksamkeit ist weniger exakt als die Bezeichnung 'Einfühlen', weil bestimmte Gedanken oder Vorstellungen dabei nicht erforderlich sind: Man begnügt sich vielmehr damit, zu beobachten, was an der betr. Stelle während der bewußten Atemführung geschieht. Handelt es sich überhaupt um etwas, was auf diese atemtechnische Variante anspricht, dann zeigt sich meist eine spürbare Veränderung spätestens beim 5. Atemstoß: Wenn der Schmerz nicht einfach nachläßt, weicht er oft in die Nachbarschaft aus. Man muß dann auch den Brennpunkt der Aufmerksamkeit entsprechend

verlagern und dem Schmerz solange nachgehen, bis er, in die Enge getrieben, erlischt. Dieses 'Hinatmen' ist wie eine innere Hand, welche die Störung konzentrisch packt, wo wir mit unseren äußeren Händen nicht hinlangen können, oder wie ein inneres Feuer, welches die kranke Stelle ausbrennt, oder auch wie ein Kraftfeld, das sie entwirrt. Länger als 5 Minuten hintereinander eine solche Beatmung fortzusetzen, empfiehlt sich nicht: nicht nur, weil ein längeres Ausdehnen den Anfänger zu sehr anstrengt, sondern weil auch beim Geüben, der diese Technik ohne Mühe eine Stunde durchhält, der Nutzeffekt mit zunehmender Dauer erfahrungsgemäß rasch abnimmt. Ist (eine positive Anfangswirkung vorausgesetzt) der Schmerz nach 5 Minuten noch nicht ganz beseitigt oder kehrt er nach einer Weile wieder, so ist der Vorgang so oft zu wiederholen, bis die Störung endgültig wegbleibt. Es drängt sich einem hier der Vergleich mit einem Leitungssystem auf, das zwei Behälter verbindet: einen kleinen sichtbaren bzw. spürbaren und einen größeren unsichtbaren bzw. nicht spürbaren, der die Hauptmenge der Störung enthält. Die Beatmung erfaßt nur den spürbaren Behälter und entleert ihn; nach einer Weile füllt er sich jedoch aus dem Vorratsbehälter wieder auf. Dadurch aber, daß der spürbare Behälter immer wieder von neuem durch die Beatmung entleert wird, entleert sich dadurch indirekt schließlich auch der Vorratsbehälter. Diesem Gleichnis zufolge ist es, in Einklang mit der Erfahrung, nutzlos, in einer Schmerzpause mit der Beatmung fortzufahren, da ja dann der zugängliche Behälter nichts enthält. Das begrenzt zugleich die Anwendbarkeit dieser Atemtechnik dahingehend, daß körperliche Störungen, die nicht mit Schmerz verbunden sind, ihr unzugänglich bleiben.

Als besonders wirksam erwies sich dies bei Gliederverstauchungen, Verdauungsbeschwerden und Erkältungsfolgen, also überall dort, wo Überbeanspruchung oder Schwächung Schmerzursache war. Bei Entzündungen und ähnlichen Störungen dagegen führte die Anwendung dieser Technik manchmal sogar zu einer Verstärkung des Schmerzes. Bei solchen auf Überaktivität oder Stauungserscheinungen zurückgehenden Schmerzen hat sich jedoch die entgegengesetzte Technik, nämlich die Betonung des ausgeatmeten Zustands, gut bewährt, verbunden mit einem Hinlenken der Aufmerksamkeit an die schmerzende Stelle im ausgeatmeten

Zustand. Nach höchstens je 5 Atemstößen, erst auf die eine, dann auf die andere Weise, ergibt sich eindeutig, welche der beiden Techniken der vorliegenden Störung angemessen ist und welche nicht. In beiden Fällen soll die jeweils betonte Atemphase relativ zu den anderen schon deshalb möglichst lang gemacht werden, weil sonst der Schmerz während der anderen hier nicht wirksamen Atemphasen, wenigstens zu Anfang des Prozesses, u.U. Zeit findet, wiederzukehren. Doch darf diese Beobachtung keinesfalls dazu verleiten, die anderen Atemphasen darüber zu vernachlässigen, da es sonst zu Stauungen kommt.

Auch mit einem Betonen der Ausatmungsphase habe ich manchmal experimentiert, wenn mein Gegenüber irgendwo Schmerzen hatte. Ich fixierte dann während des Ausatmens die von ihm bezeichnete schmerzende Stelle. Er selbst wurde aufgefordert, auf eventuelle Veränderungen zu achten und darüber zu berichten. In etwa 2/3 der Fälle trat binnen 5 Minuten eine Besserung ein, der oft ein Wandern des Schmerzpunktes voranging, bis er erlosch. Als ich mal einen Kursteilnehmer auf solche Weise 'beatmete', erklärte plötzlich hinter mir ein anderer Kursteilnehmer, daß er nun keine Kopfschmerzen mehr habe, unter denen er den ganzen Tag gelitten hat."

Angeregt durch die Massendemonstrationen Bruno Grönings schrieb ich für die Süddeutsche Zeitung (21.01.50) den Aufsatz "Wunder sind möglich":

"Für den unbefangenen Wilden, für das Kind und für den Dichter war die Natur von jeher beseelt und voll von Wundern. Beim Wilden äußert sich dieser Eindruck auf primitive Weise in seinem Dämonenglauben, für das Kind ist die Natur eine Märchenwelt mit Feen und Unholden, und für den Dichter streicheln die Winde, lächeln die Seen und drohen die Wetterwolken. Bei den frühen Kulturen war die Überzeugung von der Beseeltheit aller Dinge Gemeingut auch aller gebildeten Erwachsenen. Sie glaubten die Quellen von Nymphen und die alten Bäume von Dryaden beseelt und erblickten in den hohen Berggipfeln die Wohnungen der Götter.

Was die Antike von der Physik wußte, stand dieser beseelten Betrachtungsweise nicht im Wege, und als das Mittelalter weltanschaulich an seine Stelle trat, blieb die Auffassung der Natur als

Erscheinungsbereich seelischer Kräfte, nur wurden diese nicht mehr unter dem Gesichtspunkt einer Vielheit göttlicher Einzelwesen gesehen, sondern im Sinne eines großen Dualismus von Gott und Widergott. Erst die Physik in ihrer neueren Form, insbesondere die Mechanik, beginnend etwa mit Galilei in der Renaissancezeit, brachte Beobachtungen zutage, die mit dieser beseelten Naturauffassung unvereinbar schienen: Die Vorausberechenbarkeit der mechanischen Vorgänge wurde so gut und der Anwendungsbereich der in immer erneuter Strenge sich bestätigenden mechanischen Gesetze dehnte sich so rasch aus auf die verschiedensten Dinge und Vorgänge der Außenwelt, daß man mehr und mehr die Welt als einen zwangsläufig ablaufenden Automaten anzusehen begann, in welchem für seelische Einwirkungen kein Spielraum blieb.

Viele kennen noch das klassische Bild vom Aufbau der Materie: Das Molekül als kleinste mechanische Einheit, chemisch zusammengesetzt aus Atomen, jedes Atom ein Planetensystem im Kleinen mit Elektronen, die um einen Kern kreisen. Ergänzend hierzu das Licht als Wellenbewegung, in strengem Gegensatz zu Newton's Lichtteilchen-Theorie; hatte man doch nachweisen können, daß Licht hinter einem engen Spalt die gleichen Überlagerungserscheinungen zeigt wie Wasserwellen. - Und heute? - Die Welleneigenschaften des Lichtes blieben unangetastet, doch man entdeckte, daß es trotzdem aus unteilbaren 'Photonen' besteht. Der Teilchencharakter der Elektronen und Atomkerne blieb unbestritten, aber man fand, daß diese Teilchen hinter einem engen Spalt ebenso wie die Lichtteilchen bestimmte Häufungsstellen geben und sich damit als Wellen dokumentieren.

Was bedeutet dieser Widerspruch? Viele Deutungsversuche wurden gemacht und wieder verworfen, bis nur noch einer übrig blieb: Die Übertragung unserer grobmechanischen Anschauungsformen auf die Bausteine unserer Welt ist unzulässig. Unter die Lupe genommen, gibt es keine Materie im greifbaren Sinne, von der wir jederzeit sagen könnten, hier ist sie und so sieht sie aus. Ihre Bausteine sind unteilbare Individuen, doch ohne strenge Bindung an Raum und Zeit. Den größten Teil ihres Daseins verbringen sie in einer Art Vorverkörperungszustand, gleichsam unter der Oberfläche der greifbaren Welt, und was sich als Welle äußert, ist ihre Auftauchwahrscheinlichkeit. Ein

Beispiel hierfür ist der Zerfall des Radiums. Die sogenannten Alphateilchen seines Atomkerns haben auch außerhalb des Kerns eine gewisse Auftauchwahrscheinlichkeit. Und obwohl ihnen der Aufenthalt in der allseitig umschließenden Abstoßungsschicht des Kerns ebenso unmöglich ist wie einer Blume der Aufenthalt in massivem Fels, kommt es doch hier und da vor, daß ein Alphateilchen im Inneren des Kerns verschwindet und im gleichen Augenblick außerhalb des verbotenen Gebiets wieder auftaucht. Im Grunde ist dies ein ebenso geheimnisvoller Vorgang, als wenn die genannte Blume in einem allseits verschlossenen Zimmer aus ihrer Vase verschwände und im gleichen Augenblick in einem anderen Zimmer auf den Tisch fiel.

Wir können diesen Befund auch anders ausdrücken: Das Elementarindividuum ist jeder Stelle des Raumes gleich nahe, nur die Auftauchwahrscheinlichkeit ist von Stelle zu Stelle verschieden. Außer dieser seiner grundsätzlichen Allgegenwart bedeutet dies noch ein weiteres: Es bedeutet, daß sich sein künftiges Verhalten aus seiner physikalischen Gegenwart allein nicht genau vorhersagen läßt. Doch braucht, was physikalisch 'Zufall' ist, von einem überphysikalischen Standpunkt aus durchaus kein Zufall zu sein. Vielmehr wird es immer deutlicher, daß diese physikalische Unbestimmtheit das Einfallstor ist für die Welt der Seele und ihrer Wunder."

Aus meiner Berufserfahrung stammt folgender Bericht über "Scheingesetze im chemischen Laboratorium" (PPZ 56/2):

"'Scheingesetze' ist der Name, den ich einem Phänomen gegeben habe, das mich während meiner ganzen Laboratoriumspraxis begleitet hat. Es besteht darin, daß beim Arbeiten mit Vorgängen, die man noch nicht kennt, aufeinanderfolgende Werte oft so gut miteinander übereinstimmen, daß man unwillkürlich eine Gesetzmäßigkeit darin vermutet. Beginnt man aber aus irgendwelchen Gründen an der Richtigkeit der gezogenen Schlüsse zu zweifeln und wiederholt die Meßreihe, so ist mit einem Mal nichts mehr von dem ursprünglichen Zusammenhang zu merken, und die Werte streuen so stark, wie die Natur des betreffenden Prozesses es eben mit sich bringt.

Zum ersten Mal begegnete mir dies als Werkstudent im Laboratorium eines Kaliwerkes. Ich suchte nach einer einfachen Bestimmungsmethode

für Brom neben Chlor und glaubte bereits in der Oxydation mit Bichromat ein außerordentlich genaues Verfahren gefunden zu haben, als eine Wiederholung der Versuche, im Gegensatz zu den vorher fast identischen Werten, einen breiten Streubereich ergab.

Besonders eindrucksvoll traten diese 'Scheingesetze' hervor, als ich später die Versuche der Anthroposophin L. Kolisko nachprüfen wollte, die in der Schrift "Sternenwirken in Erdenstoffen" ihre bzw. R. Steiner's Behauptung einer besonderen Beziehung zwischen Silber und Mond einerseits, Eisen und Mars andererseits durch eindrucksvolle Fotos stützte. Die Versuche bestanden im Zusammengießen von Eisensulfat- und Silbernitrat-Lösungen unter Eintauchen eines Filtrierpapierstreifchens in die Mischung. Die nach einer Weile im Papier entstehende zapfenförmige Silberausscheidung war hiernach während einer Konjunktion von Mond und Mars eindeutig größer als vorher und nachher. Meine eigene Auffassung ging nun dahin, daß ein Konstellationseinfluß, wenn überhaupt vorhanden, nicht auf die Konjunktion von Mond und Mars beschränkt sein könne, sondern daß dann Konjunktionen anderer Mitglieder unseres Sonnensystems ebenfalls einen Effekt geben müßten. Die Versuche, die ich nach vorheriger Information über die zu erwartenden Konjunktionen einen Monat lang täglich durchführte, bestätigten meine Erwartung vollkommen: Bei allen Konjunktionen zeigte die (quantitativ ausgemessene) Silberausscheidung auf den Tag genau ein deutliches Maximum. Sichergestellt durch eine so augenscheinliche Gesetzmäßigkeit informierte ich mich im nächsten Monat nicht mehr im voraus über die zu erwartenden Konjunktionen, sondern ließ die (durch Wässern fixierten) Silberbilder sich anhäufen und nahm die Ausmessung und den Vergleich mit den stattgehabten Konjunktionen erst am Monatsende vor. Das Ergebnis war völlige Regellosigkeit: Keinerlei Zusammenhang zwischen Silberausscheidung und Konjunktionen war mehr zu erkennen.

Ein anderer Fall von Scheingesetzmäßigkeit begegnete mir bei dem Versuch, durch fraktionierte Destillation eine Anreicherung von schwerem Wasser herbeizuführen. Mangels eines geeigneten Nachweismittels (schweres Wasser zu Eichzwecken erhielt ich erst später) für den erzielten Anreicherungsgrad, dessen Größenordnung mir zunächst völlig

unbekannt war, versuchte ich es mit Dichtebestimmungen auf der Analysenwaage (Pyknometermethode). Sowohl ich wie eine meiner Assistentinnen erhielten klar unterschiedene Werte je nach Behandlungsart des Wassers, während bei den Messungen einer anderen Assistentin diese Unterschiede innerhalb des Streubereichs lagen. Meine Vermutung, daß letztere nicht genau genug gearbeitet habe, erwies sich als irrig, da die spätere Eichung ergab, daß die erzielte Anreicherung weit unterhalb der gewichtsmäßigen Nachweisgrenze gelegen hatte. -

Wir haben unter dem Motto 'Scheingesetze' eine Reihe von Phänomenen kennengelernt, deren Deutung noch aussteht. Um einen eventuellen gemeinsamen Nenner zu finden, ist es nötig, erst einmal jeden einzelnen der als Beispiele angeführten Effekte auf seine Deutungsmöglichkeiten zu untersuchen:

1.) die Vortäuschung einer höheren als der tatsächlichen Genauigkeit bei der Bichromat-Methode zur Bestimmung von Brom neben Chlor durch die erste Versuchsreihe:

Daß der Effekt nicht in der Natur der Sache lag, geht daraus hervor, daß er nach der ersten Versuchsreihe nicht mehr auftrat, obgleich in den Versuchsbedingungen keine Änderung erkennbar war. Ebenso klar ist, daß es nicht in meiner Macht stand, ihn bewußt hervorzurufen, da ich ja in den weiteren Versuchsreihen das gleiche Interesse daran hatte, den Spielraum klein zu halten, was mir aber dann nicht mehr gelang. Das Einzige, was sich nach dieser ersten Serie geändert hat und was daher allein als Ursache in Frage kommt, war meine Vorstellung von dem zu Erwartenden. Während bei der 1. Serie mein Wunsch nach geringer Streuung von keinen Einwänden entkräftet wurde, herrschte danach die Befürchtung vor, sie könnte in Wirklichkeit viel größer sein, als es anfangs schien. Die spätere Streuung war mindestens 3-mal so groß als in der 1. Serie von etwa 5 Versuchen, was ein bloß zufälliges Zustandekommen ausschließt.

2.) Die Vorstellung eines Konstellations-Einflusses auf die Silber-Ausscheidung:

Daß der von der 1. Monatsserie suggerierte Einfluß in Wirklichkeit nicht existierte, geht aus der 2. Monatsserie deutlich hervor, wo durch Verlegung der Auswertung auf hinterher jeder psychische Einfluß

ausgeschaltet war mit dem Ergebnis, daß jeder Zusammenhang zwischen Konstellation und Silberausscheidung aufhörte. Auch um eine bewußte Änderung im Vorgehen beim Ansetzen der Versuche kann es sich nicht gehandelt haben, da ich bis heute nicht weiß, was man an der Art des Zusammengießens der stets gleichen Lösungen ändern kann, um die Silberausscheidung zu verstärken oder zu schwächen. Der Wegfall einer bestimmten Erwartung ist also das Einzige, was den zweiten Versuchsmonat vom ersten unterschied. Ein zufälliges Zustandekommen der etwa 5 Monatskoinzidenzen auf den Tag genau, noch dazu gleichzeitig bei einer Parallelserie, entspricht einem astronomisch großen Unwahrscheinlichkeitswert.

3.) Die Vortäuschung eines systematischen Unterschieds im spezifischen Gewicht fraktioniert destillierter Wasserproben. Hierfür gilt das unter (1.) Gesagte, nur, daß sich hier das von mir zunächst erwartete Ergebnis nicht nur in meinen eigenen Wägeresultaten, sondern auch noch in denen einer meiner Assistentinnen widerspiegelte.

Hier drängt sich unwillkürlich der Vergleich mit den Rhine'schen Würfel-Experimenten auf. Auch hier änderte sich zwischen zwei Versuchsreihen nichts als die psychische Einstellung des Experimentators, dem jede direkte Beeinflussungsmöglichkeit des Würfelfalls fehlte, und doch spiegelte sich seine psychische Einstellung in überzufälliger Weise im Würfelergebnis wider, was Rhine mit Recht als 'Psychokinese' bezeichnete. Es liegt daher die Vermutung nahe, daß es sich bei den 'Scheingesetzmäßigkeiten' um einen der Psychokinese verwandten Effekt handelt."

Die quantitativen labormäßigen Psi-Versuche J.B. Rhine's an der Duke-Universität gaben auch mir den Anstoß zu entsprechenden Experimenten. Dabei fand ich, daß der Farbkreis als eine ringförmige Mannigfaltigkeit von Zielobjekten durch seine Eigensymbolik latente Psi-Fähigkeiten viel stärker anregte als die Auswahl unter fünf geometrischen Zeichen oder der Würfel als den klassischen Zielobjekten. Auch ist die Psi-Leistung bei Versuchsbeginn meist am größten, was bei zu langen Serien nicht in Erscheinung tritt. Multipliziert man aber die Wahrscheinlichkeiten aufeinanderfolgender Anfangstreffer, so gibt das oft schon nach wenigen Versuchen beachtliche Überzufälligkeiten.

Wichtig ist außer dem häufigen Variieren der Versuchsbedingungen auch eine gelöste Atmosphäre, nicht des Rivalisierens, sondern des geselligen Miteinanders, was ein Laboratorium meist nicht zu bieten vermag. Dies konnte ich in privaten Psi-Praktikas erproben, die ich in drei aufeinanderfolgenden Jahren mit besonders interessierten Schülern meines Volkshochschulkurses "Parapsychologie als Erfahrungswissenschaft" veranstaltete. Mit diesen Kursen begann ich 1978 auf Veranlassung von Dr. Gerda Walther, welche von Dr. Rudolf Tischner als die "Drehscheibe der Parapsychologie" bezeichnet worden war.

In dem Aufsatz "Die physikalischen Grundlagen der paranormalen Erscheinungen" (PPZ 62/5) nahm ich u.a. auch zu den medialen Phänomenen Stellung:

"Auf dem Boden der modernen Physik besteht keinerlei Veranlassung, die animistische Deutung parapsychologischer Phänomene gegenüber der spiritistischen grundsätzlich zu bevorzugen. Nachdem selbst die Elementarteilchen der Physik die Annahme eines außerräumlichen Jenseits erfordern, wird man dieses den weit komplexeren Individuen der höheren Daseinsstufen erst recht nicht absprechen dürfen. Da obendrein die Zufallstheorie nicht ausreicht, den gegenwärtigen Ordnungszustand des Universums einschließlich des menschlichen Gehirns zu erklären, kann die Existenz des letzteren nicht als Vorbedingung erfinderischer Aktivität betrachtet werden, sondern ist nur zu verstehen als Ergebnis einer solchen Aktivität vom Jenseits her. Darum ist es nicht nötig, dem Unterbewußtsein durch Zusatztheorien unbeobachtete Fähigkeiten zuzuschreiben, nur um auch solche Fälle animistisch deuten zu können, wo sich eine intelligente Steuerung vom Jenseits her als naheliegendere Erklärung anbietet. In einem normalen, vom Unterbewußtsein gesteuerten Traum erleben wir zwar oft intelligente Handlungsfolgen, aber ohne Beziehung zur tatsächlichen Gegenwart. Im wachen Zustand, bei Geistesabwesenheit, läßt uns unser Unterbewußtes auf Gegenwartsreize reagieren, aber in unintelligenter Weise. Somit ist in all den Fällen, in denen ein Vorgang sowohl Intelligenz als auch Gegenwartsbezogenheit verrät, die wahrscheinlichste Erklärung die, daß er unter der Regie einer wachbewußten Persönlichkeit steht, sei es einer diesseitigen oder einer jenseitigen.

Im Lichte der modernen Physik gehören die parapsychologischen Phänomene nicht zu einem von der Physik getrennten Bereich, sondern lediglich zu einem höheren Stockwerk in der hierarchischen Struktur unserer überdimensionalen Welt."

Über das gleiche Thema sprach ich auch 1966 auf der Parapsychologentagung in Konstanz. Hierzu noch einige in EWB 80/3 erschienene Ergänzungen:

"Hinsichtlich Herkunft der Charaktereigenschaften unterscheiden sich westlicher und östlicher Materialismus vorwiegend darin, daß ersterer die Erbmasse und letzterer die Umwelteinflüsse in den Vordergrund rückt. Eine unbefangene Betrachtung der beobachtbaren Unterschiede zwischen den Individuen zeigt jedoch, daß beides nicht ausreicht, um beispielsweise besonders frühkindliche Begabungen oder eine geniale Veranlagung verständlich zu machen.

So legt schon dies den Gedanken nahe an eine verschiedene Vorgeschichte der einzelnen Seelen und damit an eine Bewahrung ihrer Individualität von einer Verkörperung zur anderen. Direkt bestätigt wird diese Vermutung durch die (zwar relativ wenigen, aber absolut genommen vielen) Fälle eines Sich-Erinnerns an frühere Leben, manchmal sogar verbunden mit Muttermalen an Stellen, die im früheren Leben verletzt worden waren. Die Unsterblichkeit bzw. Dauerindividualität der Seele ist also keine Glaubenssache mehr, sondern ein Faktum.

Auch hinsichtlich des Zwischenzustands der Seele zwischen zwei Inkarnationen bzw. ihrem vorgeburtlichen und nachtodlichen Zustand sind wir nicht auf Vermutungen oder Glaubenssätze angewiesen. Vielmehr reicht die Skala der einschlägigen Phänomene von Träumen, Astralaustritten und todnahen Erlebnissen über die medialen Erscheinungen bis zu den mediumunabhängigen Spontanmanifestationen Jenseitiger. Hiernach kommen nachtodlich alle Zwischenstadien vor zwischen Bewußtlosigkeit bzw. Schlaf über traumhafte Unorientiertheit bis zu vollbewußter Wachheit. Im Normalfall ist der Jenseitszustand durch ein gesteigertes Wohlbefinden charakterisiert, so daß aus dem klinischen Tod Zurückgeholte oft lieber drüben geblieben wären. Nur manchmal scheint nach dem Tode die Rückkehr in diesen gehobenen Ausgangszustand zu mißglücken oder sich zu verzögern, sei es aus Groll über

das Erlittene oder Zorn auf die Erben, aus Reue über das Begangene oder aus allzu großer Anhänglichkeit an zurückgelassene Dinge oder Menschen. Auch ideologische Festgefahrenheit bzw. Denkfaulheit kann die Umorientierung erschweren, zumal bei plötzlichem unvorbereitetem Hinübergang.

Außer indirekten Schlüssen wie dem, daß Manifestationen gegenwartsbezogener Intelligenz eine ihrer selbst bewußten Seele voraussetzen, denkfähig, erinnerungsfähig, wahrnehmungsfähig, handlungsfähig und kontaktwillig, seien an direkten Informationsquellen über jenseitige Zustände genannt: Jenseitssensitivität im Wachen oder im Traum, Astralreisen und todnahe Zustände, mediales Schreiben, Sprechen in Trance oder im besessenen Zustand, Tonbandstimmen, direkte Stimmen oder direkte Schriften bei medialen Sitzungen oder bei Poltergeistphänomenen sowie Tischrücken und Glasrücken bzw. Planchette als den häufigsten Hilfsmitteln.

Bei der Beurteilung von Botschaften solcher Art bedarf es stets der erfahrungswissenschaftlichen Methode. Als Faktum anzuerkennen ist hiernach das und nur das, was bei innerer Widerspruchsfreiheit und Widerspruchslosigkeit mit bekannten Fakten mit mindestens einem weiteren, vom ersten unabhängigen Bericht übereinstimmt. Dabei sind konkrete Erlebnisberichte aufschlußreicher als allgemeine Thesen. Letztere gehören ja nicht zu den Fakten, sondern zu den Deutungen. Auch ist nicht nur mit Irrtum, sondern auch mit Betrug bei Jenseitigen ebenso zu rechnen wie bei Diesseitigen. So ist es in manchen Fällen völlig klar, daß das Medium weder betrügt, noch daß sein Unterbewußtsein für die Botschaften verantwortlich ist, daß sie also eindeutig von einem Jenseitigen kommen, daß aber dieser Jenseitige keineswegs derjenige ist, für den er sich ausgibt. Ein Beispiel dafür sind die angeblichen Meldungen von J.B. Eddy und von Blavatsky bei Wickland, wo die Jenseitigen, die sich als diese ausgeben, genau das Gegenteil von dem behaupten, was die Betroffenen zu Lebzeiten gesagt hatten. Somit ist eine bloße Namensangabe kein Ersatz für eine erfahrungswissenschaftliche Identitätsprüfung. Wenn sich einstige Berühmtheiten melden, gilt es besonders vorsichtig zu sein. Aber auch dort, wo eine Identitätsprüfung zu einem positiven Ergebnis führt, ist Irrtum nicht

ausgeschlossen. Eine Nachprüfung jenseitiger Durchsagen sollte daher stets versucht werden, ehe man sie zu den Fakten zählt.

Allen Informationsquellen gemeinsam ist die Feststellung, daß die Jenseitigen sich selbst und ihre jenseitige Umwelt mit allen Sinnen wie etwas Körperhaftes wahrnehmen, nicht weniger deutlich als in einem lebhaften Traum.

Überhaupt scheint der Traum eine Art Brücke zum Jenseits zu sein; gibt es doch auch Doppelträume, in denen zwei Menschen die gleiche immaterielle Welt, jeder von einem anderen Standpunkt aus, erleben. So könnte man das Jenseits als eine Summe von Kollektivträumen auffassen, an deren jedem eine größere oder kleinere Anzahl von Jenseitigen beteiligt ist. Damit aber, daß mehr als einer sie erlebt, erfüllen diese Kollektivträume als immaterielle Welten die Kriterien objektiver Wirklichkeit, und es ist nicht abwegig, sie dem 'Kollektivtraum' des materiellen Diesseits als etwas Gleichwertiges gegenüberzustellen.

Ein weiteres, allen Informationsquellen entnehmbares Jenseitscharakteristikum ist, daß es keine Zwangsgemeinschaften gibt, daß man vielmehr jedem unerwünschten Kontakt ausweichen kann und nur für solche Jenseitige zugänglich ist, die einem wesensverwandt sind. Das schließt unerfreuliche Gesellschaft nicht aus, sofern sie dem Betroffenen immer noch lieber ist als gar keine, und er für gehobenerer Gesellschaft nicht reif ist.

Auch körperliche Beschwerden scheinen vorzukommen, sofern der Betreffende seine diesbezüglichen Vorstellungen mithinüber genommen und noch nicht abgebaut hat. Übrigens gibt es das (meiner Erfahrung nach) auch im Traum, so daß eine Schmerzempfindung, wenn man sich kneift, entgegen einer weitverbreiteten Annahme kein sicheres Kriterium für Nicht-Träumen ist. Auch sämtliche anderen Sinneseindrücke: farbiges Sehen, Hören, Riechen, Schmecken sowie Berührungsempfindungen kommen in Träumen vor, so gut wie in Jenseitsberichten. Der Unterschied gegenüber dem diesseitigen Leben ist also nur, daß nichts unsere Existenz bedroht, was ja auch schon für den Traum gilt: Wenn wir in einem Traum getötet werden, wachen wir auf oder finden uns in einer anderen Traumwelt wieder. Wenn wir aufhören, dem Diesseits eine Sonderstellung beizumessen, ist auch die Austreibung aus ihm nicht

mehr als Existenzverlust zu werten.

Ferner haben alle Eigenwelten, jenseitige wie geträumte, mit dem Diesseits gemeinsam, daß sie aus ausgedehnten, erhellten Räumen bestehen und als kompakt empfundene Gegenstände enthalten, meist sogar verbunden mit einem Körpergewichtsgefühl entsprechend einer normalen Schwerkraft. Flugträume und schwebende Jenseitige sind Ausnahmen.

So stellt sich die Frage nach der Substanzbasis der nichtmateriellen Eigenwelten. Die um die Jahrhundertwende üblich gewesene Unterscheidung zwischen 'grobstofflich' und 'feinstofflich' wird den Tatsachen nicht gerecht, erst recht nicht deren Kopplung mit 'hoher' oder 'niederer Frequenz'. Wenn ein Jenseitiger, der für andere Jenseitige kompakt ist, durch materielle Wände hindurchzugehen vermag, könnte er ebensogut seine eigene Beschaffenheit 'grobstofflich' und die für ihn durchdringbare Materie 'feinstofflich' nennen wie umgekehrt. Paritätisch bezeichnet, sind es zwei eigenständige, voneinander normalerweise entkoppelte Bereiche."

In meiner Arbeit "Wunsch, Imagination und Erwartung" (EWB 70/3) zog ich eine vorläufige Bilanz. Hier ein Auszug:

"Bei früheren Untersuchungen kam ich zu dem Ergebnis, daß jedes Individuum seine physikalischen Bestandteile nach einem ganzheitlichen Sollbild ordnet, und daß auf Persönlichkeitsebene einer gegenbildfreien Imagination nichts zu widerstehen vermag. Die Frage, warum sich dann nicht jeder von uns seine Wünsche schlagartig erfüllen kann, beantwortete ich zunächst damit, daß unsere Triebstruktur unserer Imaginationsfähigkeit gewisse Grenzen setzt.

Was ist nun das Maßgebende bei der Imagination: die Deutlichkeit des Sollbildes oder die Erfolgserwartung? Daß der Wunsch allein nicht genügt, sondern bei Umschlag in Befürchtung sogar zur gegenteiligen Wirkung führen kann, ebenso wie Anstrengung, ist bereits bekannt. So führte ich mehrere Serien von Psi-Versuchen durch, die sich insgesamt über ein halbes Jahr erstreckten. Deren Ergebnisse lassen nur den einen Schluß zu, daß es beim Imaginationserfolg nicht auf die Sollbild-Deutlichkeit, sondern nur auf die Erfolgserwartung ankommt, zugleich aber auch, daß schon eine geringe Erwartung einen über die

physische Reichweite hinaus nachweisbaren Effekt gibt.

Erwartungsentstehung setzt natürlich voraus, daß der Gegenstand, um den es handelt, uns zu Bewußtsein kommt, unsere Aufmerksamkeit erregt, kurz, daß ein gewisses Engagement vorliegt. Dabei gibt es alle Abstufungen zwischen stark spezifizierten Erwartungen und einer so allgemeinen Erwartung, wie sie dem jeweiligen Stimmungsniveau entspringt. So zieht freudige Stimmung Freudiges an, Unmut zieht Gegnerschaft an, Ängstlichkeit Unfälle und Zuversicht Hilfen, wobei man direkt von einem magischen Schutzfeld sprechen kann. Eine Verminderung der Wirksamkeit ist mit einer solchen Entfokussierung der Erwartung offenbar nicht verbunden.

Unsere Erwartungsquellen können wir folgendermaßen einteilen:

1. angeborene Erwartungen, welche dem entsprechen dürften, was wir im vergangenen Leben konnten oder nicht konnten, wünschten oder fürchteten;
2. seit unserer Geburt hinzukommende Umgebungseindrücke und Beispiele ermunternder oder entmutigender Art;
3. spezifische Wünsche und Befürchtungen;
4. durch Dauer oder Häufigkeit Gewohntes, positiver wie negativer Art;
5. von der Umwelt übernommene oder selbstentwickelte Thesen und Betrachtungsweisen, wozu als Spezialfall auch die Interpretation eines inneren Bildes als Schau einer unausweichlichen Zukunft gehört.

Allen fünf Quellen entspringen a) eigenständige, b) ereignisbedingte und c) handlungsbedingte Erwartungen. Letztere beziehen sich nicht nur auf direkte, sondern auch auf symbolische Handlungen, wozu auch Blickwendungen, bewußte Atemführung und das Einnehmen bestimmter Körperstellungen gehören, sowie auf gedankliche Einstellungen und Formulierungen, kurz auf alles, wovon wir uns Erfolg versprechen. Ereignisbedingt nenne ich eine Erwartung, wenn sie durch ein Erlebnis wie durch ein Signal ausgelöst wird, z.B. durch Empfang einer erwarteten Botschaft. Unter 'eigenständigen' Erwartungen verstehe ich diejenigen, die von all dem unabhängig sind. Bei allen drei Arten ist noch zwischen Grunderwartung und Augenblickserwartung zu unterscheiden. Bei Ereignisbedingtheit wie bei Handlungsbedingtheit einer Erwartung ist ferner zwischen potentieller und aktueller Erwartung zu unterscheiden: Das Ereignis bzw. die Handlung aktualisiert eine

diesbezügliche potentielle Erwartung, wobei in letzterem Fall der Wunsch die zum Handeln nötige Triebkraft liefert.

Die genannten verschiedenartigen Erwartungsquellen wirken einander vielfach entgegen, so daß 100%ige Erwartung praktisch nur bei weltanschaulicher Fundierung vorkommt. Ihr entspringen die durch nichts durchkreuzbaren Effekte 1. Ordnung, unabhängig davon, ob die Voraussetzungen richtig oder falsch sind. Die vier anderen Quellen liefern nur gradweise Erwartungen, die durch starke Umwelteinflüsse vereitelt werden können, in allen Abstufungen von hoher, zielgemäßer Überzufälligkeit (Effekte 2. Ordnung) über schwankende Ergebnisse (Effekte 3. Ordnung) bis herab zur Unterschwelligkeit (Effekte 4. Ordnung). Hinreichend labile Zielobjekte reagieren schon auf geringe Erfolgserwartung mit Effekten 3. bis 2. Ordnung.

Auf dem Gebiet der Wunscherfüllung wird man bei völligem Fehlen einer Erfolgserwartung auch mit der besten Methode nichts erreichen, während bei 100%iger Erfolgserwartung auch die fragwürdigste Methode zum Ziel führt. Im vorherrschenden Fall gradweiser Erwartung jedoch spielt die Güte der angewandten Methode eine große Rolle. Die beste Methode ist immer diejenige, welche den Eigentendenzen des Zielobjekts am wenigsten widerspricht oder gar bereits vorhandene Tendenzen benützt, worauf die ganze naturwissenschaftlich fundierte Technik beruht. So erreichte ich z.B. bei mir eine Verminderung linksäugiger Kurzsichtigkeit (und rechtsäugiger Weitsichtigkeit) mittels der Bates'schen Augenübungen, nachdem ich vorher andere mir empfohlene Methoden wie 'Leiern', Augenrollen und Schulterstand mit etwa gleich großen Erwartungen ohne Erfolg probiert hatte.

Die der Gewöhnung entspringende Beibehaltungserwartung wächst mit der Dauer des betreffenden Zustands und richtet sich mehr gegen plötzliche als gegen allmähliche Veränderungen, vergleichbar der dem Unterbrechen eines Stromkreises entgegenwirkenden Induktionsspannung. Da für Jenseitige das Gleiche gelten dürfte wie für Diesseitige, ist die bei gewaltsamem Tode häufig beobachtete Erhaltung eines Phantomleibs als Ursache ortsgebundenen Spuks von hier aus zu verstehen. Dagegen dürften kurzzeitige mediumunabhängige Vollmaterialisationen Jenseitiger, die laut einschlägiger Literatur längere Zeit nach dem Tode zu

bestimmten Zwecken gelegentlich stattfinden, auf einer aus intensivem Wunsch geborenen, bis zur Entschlossenheit gesteigerten Erwartung beruhen. Für die viel häufigeren medialen Äußerungen jenseitiger genügt offenbar schon ein viel geringerer Erwartungsgrad.

Die Erwartungsmittelt, mit der wir unserer Kindheit entwachsen, ist grobenteils naiver Art und keineswegs erfahrungswissenschaftlich begründet. Sowohl Jungtiere wie Kleinkinder haben eine teils angeborene, teils vom Beispiel erwachsener Artgenossen übernommene Vorstellung, welchen Gebrauch sie von ihren Muskeln und Gliedern machen könnten. Die Erfolgserwartung wächst hierbei mit jedem auch nur halbwegs gelungenen Versuch und findet beim nächsten Versuch ihre Bestätigung. Diese Erfahrung verdichtet sich dann beim heranwachsenden Menschen zu dem Begriff der Übung, d.h. zu der Überzeugung, daß man ein weit über dem augenblicklichen Können liegendes Leistungsziel nicht schlagartig erreichen könne, wohl aber als Frucht vielfach wiederholter Versuche.

Daß das entsprechende Ergebnis nur erwartungsbedingt ist, wird einem zunächst nicht klar. Die herrschende Vorstellung ist vielmehr die, daß die Muskeln es seien, die ohne vorangegangenes Üben eine besondere Leistung nicht hergäben. Dem widerspricht verschiedenes, was durch hypnotische Suggestion übnungslos möglich ist, sowie u.a. ein bekannter Besessenheitsfall, wo die Haupt-Person schwächlich, dagegen die Zweit-Person im gleichen Körper sportlich leistungsfähig war. Ein anderes Beispiel übnungsloser Virtuosität gab ein Reporter des Senders "Rias", von dem nach dem II. Weltkrieg die Illustrierten berichteten. Ohne es je vorher probiert zu haben, folgte er einem Artisten auf einem über die Straße gespannten Hochseil und kam heil auf der anderen Seite an, erfüllt von der (wahrscheinlich durch vorgeburtliches Können inspirierten) Überzeugung, daß es ginge.

Ebensowenig, wie hiernach Ungeübtheit der Muskeln sofortiges Können ausschließt, ist ihre Geübtheit eine Gewähr für die entsprechende Leistung, wie schon obiges Beispiel eines Persönlichkeitswechsels im gleichen Körper zeigte. Auch durch hypnotische Suggestion kann bekanntlich ebensogut eine geübte Fähigkeit blockiert wie eine ungeübte geweckt werden. Was auch immer die Erwartung stört, daß häufiges

Gelingen weiteren Erfolg garantiere, kann die betreffende Fähigkeit erlöschen lassen. Hierin ist der Mensch durch seine Fantasie anfälliger als das Tier. So erzählte mir ein Fallschirmspringer des letzten Weltkriegs, den ich im Lazarett kennenlernte, daß zwar die ersten paar Dutzend gelungenen Absprünge ein gewisses Sicherheitsgefühl zu geben pflegten, daß aber vielen Kameraden nach über hundert Absprüngen der Gedanke käme: "Könnte es nicht auch mal danebengehen?" Und dann ist die Unfallanfälligkeit da. Ich selber, zu dessen Sonntagmorgengymnastik seit Jahren Kopfstand und Brücke gehören, war dabei einmal durch Nebengedanken abgelenkt, wodurch es mißlang. Damit war zugleich die naive Erfolgserwartung weg, so daß ich Wochen brauchte, bis ich es wieder konnte.

Eine andere, unseren Kindheitserfahrungen entnommene Erwartung bezieht sich auf den eigenen Ortswechsel oder den eines Gegenstandes. Wir rechnen damit, ihn im Rahmen unserer physischen Reichweite durch Muskelbetätigung bzw. Gliederbewegungen herbeiführen zu können, nicht aber ohne diese Hilfsmittel. Doch trotz ihrer täglichen Bestätigung ist diese Unmöglichkeitsvorstellung sachlich unberechtigt, gibt es doch genügend viele gut beglaubigte Fälle sowohl von Telekinese und Apport als auch von Selbstapport, so daß unsere diesbezügliche Unfähigkeit nur auf unserer Nichterwartung beruhen dürfte."

Den bisherigen Abschluß meiner Bemühungen, den Bereich des Paranormalen erfahrungswissenschaftlich zu erfassen, bildet mein Aufsatz "Parapsychologische Hilfsvorstellungen" in EWB 83/4, den ich hier auszugsweise wiedergebe:

"Ohne Hilfsvorstellungen kommen wir auf keinem Forschungsgebiet aus; so kommen zu den naturwissenschaftlichen zusätzliche Hilfsvorstellungen auf psychologischem Gebiet hinzu, und noch einige weitere bei Mitberücksichtigung der paranormalen Phänomene.

Nicht jedes Ordnungsprinzip ist als Hilfsvorstellung zu bezeichnen; so liegt z.B. der Aufbau unserer Welt aus hierarchisch gestuften Individuen offen zutage, wenn auch die konventionelle Wissenschaft noch kaum davon Notiz genommen hat. Hilfsvorstellungen sind jedoch die Begriffe Kraftfeld und potentielle Energie, weil beides nur indirekt

feststellbar ist. Alternative Hilfsvorstellungen sind Raumkrümmung oder Raumströmung zur Deutung der Gravitationserscheinungen, Kausalität oder Finalität für Ereignisfolgen, ferner Automatik, Zufall oder Ideenverwirklichung für die Entstehung von Strukturen.

Damit wird deutlich, daß trotz Mangel an direkter Beobachtbarkeit eine erfahrungswissenschaftliche Entscheidung zwischen konkurrierenden Hilfsbegriffen sehr wohl möglich ist.

Hierzu kommen noch einige spezielle Hilfsvorstellungen auf psychologischem Gebiet. Ähnlich wie im Physikalischen nur die potentielle Energie einen Hilfsbegriff darstellt, während die Bewegungsenergie etwas direkt Beobachtbares ist, so ist im Psychologischen das Bewußtsein bzw. Oberbewußtsein und seine Inhalte etwas direkt Beobachtbares, während die Psyche, auch Unterbewußtsein oder das Unbewußte genannt, eine nur indirekt erschließbare Hilfsvorstellung ist, mit dem sogenannten Überbewußtsein als seinem ideologischen Anteil.

Genau genommen besteht die Psyche aus zwei wesensverschiedenen Bereichen, die jedoch durch Assoziationsbrücken, einem ebenfalls notwendigen Hilfsbegriff, miteinander verbunden sind, nämlich der individuellen Vergangenheitsspur als einem Teil der Vergangenheitswelt und der zukunftsbezogenen Triebstruktur als einem Teil der Tendenzwelt.

Während innerhalb des Bewußtseins die Unterscheidung zwischen dem Ich oder Bewußtseinszentrum als beurteilungsfähiger Instanz und dem jeweiligen Bewußtseinsinhalt zu den klar zutrageliegenden Fakten gehört, ebenso die Unterscheidung zwischen dem im Brennpunkt der Aufmerksamkeit Stehenden und den halbbewußten Randbereichen, so verlangt im Psychischen die Ordnung des Faktenmaterials einige weitere Hilfsbegriffe:

- 1.) ein psychisches Wirkzentrum als unmittelbarer Handlungsauslöser;
- 2.) ein psychisches Wahrnehmungszentrum, welches aus den physikalischen und chemischen Reizen aller unserer Sinnesorgane bewußtseinsgemäße Qualitäten ableitet und daraus Sinneswelten aufbaut, die dem Bewußtsein zur Orientierung dienen;
- 3.) ein psychisches Rechenzentrum;
- 4.) Programme, die Stück für Stück vom Bewußtsein aufgebaut, von diesem als Ganzes zur Realisierung abgerufen werden können, z.B. ein erlerntes Musikstück durch einen Pianisten oder eine komplizierte

Akrobatik durch einen Artisten als Spitzenleistungen normaler Fertigkeiten.

In eine Assoziationsbrücke können Kontaktgegenstände als Vermittler zwischengeschaltet sein. Ein solcher Kontaktgegenstand ist bei Normalerinnerung das Gehirn (seine Nervenzellen bzw. die RNS-Moleküle) als Bindeglied zwischen seinem Bewußtsein und seiner Vergangenheitsspur auf Seelenebene; ferner die Erbmasse (ihre Chromosomen oder Gene bzw. DNS-Moleküle) als Bindeglieder zwischen dem jeweiligen Bios und den für ihn maßgeblichen Bauplänen. Auch Schlüsselreiz-Träger gehören hierzu.

In der Parapsychologie spielen Kontaktgegenstände zur Ergänzung von Assoziationsbrücken eine wichtige Rolle, z.B. das Foto einer Person, um über ihren gegenwärtigen Zustand etwas zu erfahren, oder eine Landkarte zur Fernmutung. Beim Berühren eines verschlossenen Couverts, um sich über seinen Inhalt zu orientieren, ist der eigene Körper Kontaktgegenstand. Die dadurch hergestellte Assoziationsbrücke hat hier die Funktion von psychischen Wahrnehmungs- bzw. Orientierungs-Fühlern. Die gewünschte Information wird hier entweder direkt an das Bewußtsein weitergeleitet als Ahnung oder Gewißheit, oder sie wird vom psychischen Wirkzentrum benützt, um, gemäß einem in der Triebstruktur bereitstehenden Programm bzw. Code, entsprechende unwillkürliche Muskelbewegungen zu veranlassen, die zu einem sinnlich wahrnehmbaren Ergebnis führen, wie beim Rutenausschlag, Pendeln oder unwillkürlichen Greifen.

Geht es stattdessen um Beeinflussung, so sind Blickwendung, symbolische Geste oder Berührung Glieder einer als psychische Wirkfühler fungierenden Assoziationsbrücke, in welche, wie beim schwarzmagischen sogenannten Sympathiezauber, Ersatzobjekte als Kontaktgegenstände eingeschaltet sein können.

Der Hilfsbegriff 'Parallelwelten' wurde bereits im Zusammenhang mit dem Jenseitsbereich eingeführt. Er spielt aber auch für die Phänomene des Träumens, des 'Augenkinos', der Halluzination und der Imagination eine Rolle. Es gibt hier alle Übergangsstufen zwischen flächenhafter Verschwommenheit und einer räumlichen Schärfe, die in nichts hinter einer Umweltwahrnehmung zurücksteht, sehr verschieden von unlokali-

sierbaren bloßen Vorstellungsbildern. Solche Parallelwelten können ganze Landschaften oder einzelne Gestalten enthalten. Während normalerweise keinerlei Wechselwirkung zwischen ihnen und der physischen Umwelt besteht, kennt die Parapsychologie Fälle eines Hineinwirkens, im Grenzfall bis zu einem Verschwinden bzw. Neuerscheinen von Materie in Form von Personen oder Gegenständen. Dies läßt sich am besten durch die Hilfsbegriffe 'Einkopplung' bzw. 'Auskopplung' kennzeichnen.

Einkopplung eines Jenseitigen oder Astralwanderers setzt zwar seine Lokalisierung voraus, aber nicht jeder Lokalisierte ist zugleich eingekoppelt; nämlich dann nicht, wenn er nur für Sensitive wahrnehmbar ist, oder nur Beobachtungen anstellt, ohne sich bemerkbar zu machen.

Insgesamt ist zu unterscheiden zwischen a) physisch (bzw. diesseitig oder physikalisch), b) astral (bzw. jenseitig) und c) mental, d.h. frei von physischer und astraler Substanz, z.B. unsere Sinneswelten und Wahrnehmungsfühler. Letztere, in den überzeitlichen Bereich ausgedehnt, können uns neue Einfälle bzw. Inspirationen vermitteln, zumal auf Gebieten, wo bereits vorhandene psychische Inhalte als mentale Kontaktgegenstände für Ideen dienen, die ihnen benachbart sind, vergleichbar einem in seiner Schmelze wachsenden Kristall.

Wo jemand, ohne das Bewußtsein seiner physischen Umgebung zu verlieren, zugleich eine weitentfernte Szene von einem dortigen Beobachtungspunkt aus erlebt, ist der Hilfsbegriff der Assoziationsnähe erforderlich, welche die räumliche Distanz annulliert. Entsprechendes gilt auch in bezug auf den zeitlichen Abstand eines via Kontaktgegenstand gewonnenen Vergangenheitsbildes, wo der Suchimpuls die Kluft überbrückt.

Vom physischen Leib scheint sich der astrale bzw. Jenseitsleib qualitativ nicht zu unterscheiden, sondern nur dadurch, daß er, vom Diesseits aus beurteilt, 'entkoppelt' ist. Ein zeitweise eingekoppelter Jenseitsleib, wie er gelegentlich bezeugt wird, unterscheidet sich jedenfalls in nichts von einem physischen Leib. So ist die Annahme, daß er auch im entkoppelten Zustand derselbe ist, naheliegender als die Annahme, daß er erst bei der Einkopplung Substanz gewinnt und diese beim Auskoppeln wieder verliert. Bei nur partieller Einkopplung

(Sichtbarkeit ohne Greifbarkeit, oder Handlungsfähigkeit ohne Sichtbarkeit) dürfte das jeweils Fehlende im entkoppelten Zustand vorliegen. Bei griff-festen Halbphantomen liegt die Gegendruckbasis wohl im Astralen. Eine unsichtbare astrale Stützfläche ist auch dort anzunehmen, wo ein eingekoppelter Jenseitiger, Astralwanderer oder Selbstapport-fähiger Diesseitiger, scheinbar ohne Stützpunkt, helfend eingreift, sowie beim Gehen auf Wasser oder ohne Bodenberührung.

Beim Apportphänomen werden ganze Gegenstände zeitweise entkoppelt, d.h. in den astralen Zustand versetzt und wieder zurück in den physischen. Manchmal sind Entkoppelung und Wiedereinkoppelung so programmiert, daß ein Gegenstand aus einem verschlossenen Schrank herausfliegt und am Boden zerbricht. Auch beim medialen Schreiben zwischen aufeinandergelegten Schiefertafeln muß die Hand des Jenseitigen in bezug auf den Griffel eingekoppelt, in bezug auf die Decktafel jedoch ausgekoppelt gewesen sein.

Besonders merkwürdig sind die manchmal auftretenden nahtlosen Übergänge zwischen physischer und astraler Welt, wobei meist bestimmte Örtlichkeiten und Jahrestage als Brückenköpfe und Auslöser dienen.

So unterscheidet sich das Astrale offenbar nicht qualitativ, sondern nur durch seine Entkopplung vom Physischen und dadurch, daß die diesseitigen Konstanzregeln für Masse und Energie im Jenseits nicht gelten."

5.) Ist das Schicksal freundlich?

Bei der Untersuchung dieser Frage hätte ich es hinnehmen müssen, wenn etwas äußerst Unerfreuliches herausgekommen wäre. Doch das Gegenteil war der Fall. Die "erfahrungswissenschaftliche Grundlage der Religionen" fand in EWB 74/1 ihre noch heute gültige Fassung:

"Im Gegensatz zu den Ergebnissen der exakten Naturwissenschaften, die kaum jemand in Zweifel zieht, wird die Religion von den meisten immer noch als eine Sache des Glaubens angesehen, über die man mit wissenschaftlichen Methoden keine Gewißheit erlangen könne. Daraus ziehen die Einen den Schluß, daß es auf religiösem Gebiet keine echten Fakten gäbe, und man sich daher am besten mit den naturwissenschaftlichen Fakten begnügen sollte. Die Anderen sehen als Folge eines solchen Verzichts mit Recht die Selbstzerstörung der Menschheit voraus und beanspruchen daher für das Religiöse und die mit ihm verbundenen menschlichen Werte ein Reservat, das sie vor naturwissenschaftlichen Übergriffen schützen wollen. Ein solcher Verteidigungsversuch steht jedoch auf schwachen Füßen, solange nicht gezeigt werden kann, wie sich im Bereich des Religiösen ebenso sicher zwischen falsch und richtig unterscheiden läßt wie auf naturwissenschaftlichem Gebiet. Bei den meisten Konfessionen ist Glauben ein Willensentschluß, also ein Glaubenwollen statt eines "Nicht-zweifeln-Könnens", wie O. Roberts den echten Glauben sehr richtig kennzeichnet.

Aber selbst wo solcherart die subjektive Unterscheidungsfähigkeit zwischen Wissen und Glauben verschwindet, ist damit immer noch kein Kriterium für die objektive Richtigkeit gegeben. So sehen manche religiöse Richtungen den Wahrheitsbeweis für das von ihnen Geglaubte in eindrucksvollen subjektiven Erlebnissen, die sie als eine unmittelbare Verbindung mit dem Göttlichen interpretieren, obwohl es auch unter den aus dem eigenen Unterbewußtsein aufsteigenden Wachträumen und Halluzinationen recht eindrucksvolle subjektive Erlebnisse gibt. Wer daher seine religiösen Gewißheiten auf Drogenrausch- oder Meditations-ergebnisse stützt, kurz auf etwas, was er nur für sich allein erlebt, leistet denen Vorschub, die versuchen, die Religion auf Psychologie zurückzuführen und damit die Wirklichkeit von etwas Überpersönlichem

in Abrede stellen.

Diese Tendenz, das Höhere auf das Niedrigere zurückzuführen und aus ihm abzuleiten: die Religion aus der Psychologie, die Psychologie aus der Biologie, die Biologie aus der Biochemie usw. gilt zu Unrecht als gleichbedeutend mit wissenschaftlichem Vorgehen. Nach Ableitung des Ableitbaren bleibt gerade das übrig, was für das betreffende übergeordnete Gebiet charakteristisch ist. Von anderen wieder wird die Meinung vertreten, daß alle großen Religionen der Menschheit im Grunde dasselbe aussagten und somit alle im gleichen Maße recht hätten, in scharfem Gegensatz zu denen, die auf eine ganz bestimmte Lehre als die einzig wahre schwören. Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte: Zweifellos gibt es viele Gemeinsamkeiten zwischen den großen Religionen, aber auch das Vorhandensein wesentlicher Unterschiede ist nicht zu übersehen. Leider ist auch das Gemeinsamhaben eines Glaubenssatzes noch kein Kriterium für seine Richtigkeit. Besteht doch auch die Möglichkeit eines gemeinsamen Irrtums, zumal die gemeinsamen Wurzeln der Hochreligionen in einem Frühstadium der Menschheitsentwicklung liegen, über dessen Vorstellungswelt wir zum Teil hinausgewachsen sind. Dazu kommen noch die möglichen Umformungen und Zusätze, die der Originaltext im Laufe der Zeit erfahren haben kann, und die zahlreichen, rein logisch nahezu gleichwertigen Interpretationsmöglichkeiten der vorliegenden Endfassungen. Vielfach handelt es sich auch um Verhaltensregeln, die ihren ursprünglichen Sinn verloren haben, oder um veräußerlichenden Pomp. Sicher ist daher nur, daß die verschiedenen religiösen Richtungen, um auf den ihnen gemeinsamen wahren Kern zu kommen, das Eine aufgeben müssen, das sie nahezu alle gemeinsam haben, nämlich den Anspruch, allein im Besitz der vollen Wahrheit zu sein.

Zum Glück gibt es sehr wohl ein Richtigkeitskriterium, das für religiöse Thesen nicht weniger gilt als für naturwissenschaftliche: nämlich die Bewährung an der gegenwärtigen Erfahrung.

Um auf religiösem Gebiet ein ebenso gesichertes Wissen zu erlangen wie auf naturwissenschaftlichem, gilt es auch hier, die erfahrungswissenschaftliche Methode anzuwenden. Dazu gehört auch hier

- 1.) ein Sich-gründen auf die einschlägigen Phänomene statt auf

- vorgefaßte Lehrmeinungen;
- 2.) eine klare Unterscheidung zwischen einem Phänomen und seiner Deutung;
 - 3.) eine Einteilung der Phänomene in subjektive (z.B. Traumbilder und Halluzinationen) und objektive (z.B. von mehreren Personen verifizierte Wach-Erlebnisse);
 - 4.) Prüfung jeder Deutung und jedes Gedankengebäudes auf innere Widerspruchsfreiheit und auf Übereinstimmung mit der Erfahrung. Wo mehrere einander widersprechende Theorien diesen Bedingungen genügen, ist bei gleichem Gültigkeitsbereich der einfacheren und bei gleichviel Hilfsannahmen der umfassenderen der Vorzug zu geben;
 - 5.) die Beurteilung eines berichteten Phänomens als gesichert oder ungesichert darf nicht davon abhängig gemacht werden, ob es in das bestehende Weltbild paßt oder nicht, sondern nur von Erwägungen über die Verlässigkeit der Informationsquellen. Dabei wächst auch bei geringer Einzelverlässlichkeit die Echtheitswahrscheinlichkeit des berichteten Phänomens wesentlich, wenn mehrere voneinander unabhängige Berichterstatter Gleichartiges schildern.

Das Haupthindernis für die Anwendung dieser erfahrungswissenschaftlichen Methode zur Wahrheitsfindung ist die Gefühlsbetontheit religiöser Fragen. Aber vor 300 Jahren waren die physikalischen und astronomischen Fragen ebenso gefühlsbetont, und doch hat sich hier mit der Zeit die erfahrungswissenschaftliche Methode durchgesetzt. Auf religiösem Gebiet wäre dies sogar noch viel nötiger, eben weil es das wichtigere Gebiet ist.

Eine unerläßliche und zugleich hinreichende Voraussetzung für die erfahrungswissenschaftliche Behandlung eines Gebietes ist die Existenz einschlägiger Phänomene. Diese Vorbedingung wird dem Gebiet der Religion vielfach abgesprochen, aber sehr zu unrecht. Dies gilt nicht nur für Religion, im weiteren Sinne als dem Inbegriff aller menschlichen Werte, sondern auch für Religion im engeren Sinne als dem Bereich alles dessen, was nicht nur über Physik, Chemie und Biologie, sondern auch über Psychologie und Parapsychologie hinausgeht.

Das Grundphänomen ist die Tatsache, daß es überhaupt Ereignisse gibt. Die klassische Physik glaubte dies durch die Annahme eines unendlich großen, seit Ewigkeit existierenden und spielraumfrei funktionierenden Weltautomaten erklären zu können. Heute wissen wir, daß alle drei Voraussetzungen irrig waren: unendliche Größe, ewige Existenz und Spielraumfreiheit. Als Folge davon hat in der heutigen

Physik das Einzelereignis überhaupt keinen Platz mehr, sondern nur noch seine mehr oder weniger große Wahrscheinlichkeit. Alle bekannten Naturgesetze zusammen reichen nicht aus, ein Einzelgeschehen eindeutig zu bestimmen. Da 'Zufall' keine Erklärung ist, müssen wir als Urheber aller Einzelereignisse eine Instanz postulieren, für welche der Begriff 'Einzelgeschehen' einen Sinn hat, was für keines der spielraumbehafteten Naturgesetze zutrifft. Da ferner alle Einzelereignisse sich am Individuum vollziehen, muß dieser Instanz ein Verständnis für die Individuen aller Stufen und ihrer Qualitäten zugeschrieben werden, einschließlich der menschlichen Persönlichkeit: eine Funktion, die nur eine überpersönliche Instanz erfüllen kann.

Mit diesem Verursacheraspekt ist ein erster erfahrungswissenschaftlicher Gottesbeweis gegeben, wenn auch zunächst ohne nähere Qualitätsbestimmung. Insofern aber die Äußerungen einer Instanz Aspekte ihrer selbst sind, ist alles, was geschieht, göttlicher Aspekt. Aber auch alles, was existiert: Wissen wir doch, daß die Existenz einer Ganzheit als Kette sich selbst reproduzierender Einzelereignisse aufzufassen ist, den Ereignis-Elementen oder Wirkungsquanten, wie die Physik sie nennt. Die beobachtete hierarchische Stufung der Individuen bedeutet somit zugleich eine Stufung der göttlichen Aspekte, welche sie darstellen.

So kommt der Persönlichkeitsaspekt des Göttlichen, d.h. seine Projektion auf die höchste uns bekannte Daseinsebene, der Wahrheit näher als der naturgesetzliche, obwohl auch letzterer einen gewissen Wahrheitsgehalt besitzt. Hat doch ein Naturgesetz nur den Rang einer Idee, d.h. von etwas, was eine geniale, d.h.: ideenschöpferische Persönlichkeit zu produzieren vermag.

Das Projektionsmodell lehrt uns noch ein wichtiges Charakteristikum aller göttlichen Aspekte, nämlich ihre Vielfältigkeit und Unterschiedlichkeit: Wie man von einem Berg unendlich viele Aufnahmen machen kann, von denen keine mit einer anderen übereinstimmt, obwohl sie alle den gleichen Berg darstellen, so gibt es für das Göttliche unendlich viele mögliche Persönlichkeitsaspekte, die alle voneinander verschieden sind.

Die Annahme einer einzigen Instanz als Urheber jedes Einzelge-

schehens statt mehrerer geschah zunächst aus Einfachheitsgründen. Hat doch bei gleichem Übereinstimmungsgrad mit der Beobachtung die jeweils einfachere Annahme stets die größere Aussicht auf Richtigkeit, und angesichts der unendlich vielen verschiedenen Aspektmöglichkeiten einer überpersönlichen Instanz läßt sich aus keinem bekannten Phänomen eine Notwendigkeit zur Annahme einer zweiten Verursacher-Instanz ableiten. Obendrein würde eine solche Annahme das wahre Problem nur hinausschieben, weil es dann offen bliebe, welche von den beiden in einem konkreten Fall zum Zuge kommt.

Wollte man zwei einander entgegengerichtete Instanzen annehmen, also eine Dualität von Gott und Widergott, wäre das ähnlich, als wollte man in einem Musikstück die Konsonanzen und die Dissonanzen zwei verschiedenen Komponisten zuschreiben, oder in einem Gemälde die hellen und die dunklen Stellen zwei verschiedenen Malern.

Damit ist klar, daß jedes Geschehen, einerlei ob direkt oder durch Vermittlung eines Individuums, letztenendes von der einen überpersönlichen Instanz verursacht wird, auch alles menschliche Tun. Dem scheint die Entscheidungsfreiheit als Grunderlebnis zu widersprechen. Doch was unsere Entscheidungen auslöst, ist erfahrungsgemäß nicht Willkür, sondern eine Wechselwirkung von Eindrücken, Einfällen und Impulsen auf der Basis unserer jeweiligen Einsichten und Kräfte, also unserer seelischen Beschaffenheit, die uns, wie wir sahen, selber zu einem Aspekt des Göttlichen macht.

Dies Organ-Sein betrifft auch künstlerische und erfinderische Leistungen genialer Persönlichkeiten. Berücksichtigen wir das aus der Parapsychologie bekannte Phänomen der Ideenverwirklichung ohne körperliche Vermittlung, so erhebt sich die Frage, ob nicht unter Annahme vormenschlicher Intelligenzen die gesamte Schöpfung auf indirektem Weg über erfinderische und mit der Kraft der Ideenverwirklichung ausgestattete unkörperliche Persönlichkeiten zustande gekommen sein kann. Diese polytheistische Theorie mag auf die Entstehung aller unterpersönlichen Gebilde anwendbar sein, keinesfalls aber auf die Entstehung der erfinderischen Persönlichkeiten selbst. Deren Existenz bedeutet als Schöpfer-Aspekt einen zweiten erfahrungswissenschaftlichen Gottesbeweis.

Von dem Gesichtspunkt aus, daß wir von der vorletzten Stufe aus die sichersten Hinweise auf die Beschaffenheit der höchsten Stufe gewinnen können, liegt es nahe, vom spezifisch Menschlichen aus, nämlich unserem Sinn für Werte, auf die Existenz absoluter Werte auf überpersönlicher Stufe zu schließen. Danach wäre zu erwarten, daß im Endeffekt, für das Ganze und für die einzelnen Individuen, alles Chaotische einer organischen Ordnung und alles Häßliche einer Verschönerung zustrebt, daß alles Böse einem Veredlungsprozeß unterworfen ist, und allem Leiden eine Verwandlung in Freude bevorsteht, kurz daß, musikalisch gesprochen, jede Dissonanz nur um ihrer nachfolgenden konsonanten Auflösung willen da ist. Da jedoch die diesseitigen Lebensläufe der meisten Individuen dissonant enden, setzt eine solche musikalische Weltschau ihre Weiterexistenz im Jenseits voraus, sowie die Chance, sich dort zu bewähren, wo man versagt hat, also die Gelegenheit zu einer Wiederverkörperung. Tatsächlich gibt es so viele Fälle beglaubigter Jenseitskontakte und bestätigter Rückerinnerung an frühere Inkarnationen, daß ihre Faktizität bei unbefangener Betrachtung nicht mehr in Zweifel gezogen werden kann.

Daraus ergibt sich folgendes Bild: Gott hat (möglicherweise mittels von Ihm erschaffener vormenschlicher Intelligenzen) von Anfang an die Welt darauf angelegt, daß sie von einem gewissen Stadium ab die Einkörperung intelligenter Wesen ermöglichte. Wie nun der schmerzliche Eindruck von etwas Häßlichem in Klang und Bild voraussetzt, daß man das Schöne, von dem es abweicht, schon durchfühlt, während völlige Regellosigkeit, z.B. eine statistische Punktverteilung oder ein bloßes Geräusch, nur als belanglos empfunden wird, so tritt in der Schöpfung der Eindruck des Bösen erst auf ziemlich hoher Ordnungsstufe auf, nämlich erst auf menschlicher Ebene, zugleich mit dem Sollbild des Guten, von dem es abweicht. Dieser schmerzliche Eindruck des Bösen aber ist zugleich eine wichtige Triebkraft zum Besseren und Guten.

Dieses harmonische Weltbild bliebe bloße Vermutung, wenn es nicht den Freund-Aspekt des Göttlichen gäbe. Als überzufällig sinnvolle Koinzidenz bzw. Höhere Führung und Vorsehung findet er sich in der Literatur aller Völker und Zeiten bis in die Gegenwart hinein. Er ist so wenig an eine bestimmte Weltanschauung gebunden, daß er sogar bei

Atheisten vorkommt, wie der von Joh. Jüller in den Grünen Blättern zitierte Erlebnisbericht Nietzsche's beweist:

"Es gibt einen gewissen hohen Punkt des Lebens: haben wir den erreicht, so ... stellt sich erst der Gedanke an eine persönliche Providenz mit der eindringlichsten Gewalt vor uns hin und hat den besten Fürsprecher, den Augenschein, für sich, jetzt wo wir mit Händen greifen, daß uns alle, alle Dinge, die uns treffen, fortwährend zum Besten gereichen. Das Leben jedes Tages und jeder Stunde scheint nichts mehr zu wollen, als immer nur diesen Satz neu zu beweisen; es sei was es sei, böses wie gutes Wetter, der Verlust eines Freundes, eine Krankheit, eine Verleumdung, das Ausbleiben eines Briefes, die Verstauchung eines Fußes, ein Blick in einen Verkaufsladen, ein Gegenargument, das Aufschlagen eines Buches, ein Traum, ein Betrug: es erweist sich sofort, oder sehr bald nachher, als ein Ding, das 'nicht fehlen durfte', es ist voll tiefen Sinns und Nutzens gerade für uns."

Dies entspricht ganz dem von V. Hack in der Zeitschrift "Das edle Leben" (1960 Nr. 3, S.4) zitierten Aussprüchen Carl Hilty's (1833-1909):

"Das Auffallendste an der Führung ist namentlich Folgendes: daß man oft Bücher, einzelne Worte, gerade zur rechten Zeit zu Gesicht bekommt, wenn man sie notwendig braucht", "daß man über große Gefahren wie mit verbundenen Augen hinwegkommt, indem manches unbekannt bleibt, was Furcht erregen oder ein Abweg sein könnte, bis es vorüber ist", "daß Wege, die man nicht gehen soll, wie mit Dornen verzaunt sind; das Wunderbarste ist oft ein 'glückliches Mißlingen'; daß umgekehrt große Schwierigkeiten sich oft plötzlich heben; daß man, wenn es Zeit zu etwas ist, den nötigen Mut bekommt, der früher fehlte, oder den Kern einer Sache erblickt, der früher verschleiert war;" "daß endlich Menschen helfen oder nicht helfen, günstig oder ungünstig gestimmt sein müssen, die es garnicht wollen, so daß oft Gleichgültige oder sogar Feindliche die größten Dienste und Förderungen erweisen". "Auch die Erfahrung ist eigentümlich, daß immer eins nach dem andern kommt, und man Zeit gewinnt, erst in dem einen festen Fuß zu fassen". "Manchmal werden auch Menschen zur rechten Zeit geschickt, um das zu verlangen oder zu beantragen, was geschehen soll, und was man nie den Mut und den Entschluß hätte, von sich aus zu tun". "Alles ganz Gute in meinem Leben ist mir unerwartet und unvorhergesehen zugekommen". "Die Führung besteht eben aus vielen recht leisen und zarten Winken, und ist sehr sanft, wenn ihr prompt gehorcht wird. Sonst wird die Warnung etwas stärker."

Auch Goethe kannte dies Phänomen:

"Ja wohl! das ewig Wirkende bewegt, uns unbegreiflich, dieses oder jenes, als wie von ungefähr, zu unserm Wohl, zum Rate, zur Entscheidung, zum Vollbringen, und wie getragen werden wir ans Ziel."

An gleichartigen zeitgenössischen Zeugnissen aus den verschiedensten Weltanschauungslagern sind zu nennen: P. Yogananda, "Zwei junge Leute ohne Geld nach Brindaban" (aus "Autobiographie eines Yogi");

W.O. Roesermueller, "Aus dem Leben des Waisenhausgründers Georg Müller" ("30 Millionen erbetet ohne zu betteln"); Basilea Schlink, "Realitäten"; Elisabeth Seiler, "Berufen und geführt"; W. Lindenberg, "Gottes Boten unter uns". Ich selber kenne diese Phänomene seit meinem 17. Lebensjahr als eine nicht abreißende Kette koordinierter Vorkommnisse.

In all diesen Erfahrungen mit zahllosen Du-Aspekten des Göttlichen fehlt jeder retrospektive Gesichtspunkt von Belohnung und Strafe; vielmehr ist alles, Schmerzliches wie Erfreuliches, nur auf unsere Schulung, also auf das, was aus uns werden soll, gerichtet.

Auch entbehrt die Annahme, daß irgend jemand von seiner Freiheit einen absichtlich schlechten Gebrauch machen würde, jeder erfahrungswissenschaftlichen Grundlage. Subjektiv verhält sich jeder optimal. So müssen wir selbst dem Verbrecher zubilligen, daß sein objektives Fehlverhalten auf Mangel an Einsicht oder Mangel an Kraft, einer vorhandenen Einsicht zu folgen, zurückzuführen ist.

Ebenso fehlt in diesen Führungserlebnissen jeder Hinweis darauf, daß die Höchste Instanz etwas anderes von uns will, als uns im täglichen Leben immer besser und immer positiver als Organ gebrauchen zu können. Aufgrund unserer noch vorhandenen Fehler gelegentlich als Dissonanz eingeplant zu sein, bleibt keinem von uns erspart. Aber je höher wir uns entwickeln, desto konsonanter wird die Rolle, die wir in unserer Umwelt spielen dürfen.

Da Gott, wie Er sich uns als Höhere Führung kundtut, frei ist von menschlichen Schwächen wie Zorn, Eifersucht, Geltungstrieb und Parteilichkeit, also weder von jemandem beleidigt werden kann, noch jemandem etwas nachträgt, bedurfte es zur Sündenvergebung des gewaltsamen Todes Jesu nicht, wohl aber zur Erfüllung der überlieferten Messias-Hoffnungen seines Volkes mit allem, was dazu gehörte, und als Beweis, daß der Tod durch leibliche Auferstehung überwindbar ist: eine von der Christenheit bis heute noch nicht ausgeschöpfte Demonstration. Eine Weiterexistenz im Jenseits war den Menschen wie allen Lebewesen ja schon vorher sicher. Daß Jesus in besonderem Maße 'Sohn Gottes' war, d.h. überzeitliches göttliches Wesen widerspiegelte, ist klar. Aber auch wir sind 'Gottes Kinder', d.h. mehr oder weniger

reine Aspekte des Göttlichen. Die im Neuen Testament bezeugten Heilungen und Wunder gehören als Fälle von Ideoplastie eigentlich zur Parapsychologie, finden aber die rechte lebensdienliche Basis erst in einem starken Gottvertrauen.

Auf den hier dargestellten gemeinsamen erfahrungswissenschaftlichen Nenner müßten sich eigentlich alle Religionen einigen können, wenn sich ihre Vertreter entschließen könnten, sich an das Wesentliche, d.h. Erfahrbare, sich Bewährende und in sich Widerspruchsfreie in ihren Lehren zu halten, statt sich an Unwesentliches, d.h. nicht Verifizierbares, mit der Erfahrung in Widerspruch Stehendes und in sich Widersprüchliches zu klammern.

Für eine solche geistige Neugeburt der Menschheit dürfte die alles erfassende Krise, in die sie sich gestürzt sieht, ein wesentliches Beschleunigungsmittel sein."

6.) Vom wachen Leben

Um ein erfahrungswissenschaftlich gewonnenes Weltbild wirksam werden zu lassen, brauchen wir ständige persönliche Wachheit. Sonst werden wir zum Spielball unserer Eindrücke, Gefühle und Impulse. Unter diesem Eindruck schrieb ich in PPZ 60/1 den Aufsatz "Sind wir wach?":

"Wenn Wachsein bedeutet: ganz geistesgegenwärtig im Ewigen Jetzt zu leben, voll tiefen Verständnisses für die in ihm sich offenbarende Wirklichkeit und frei von allen unterpersönlichen Automatismen, dann sind wir von vollem Wachsein noch weit entfernt.

Daß wir zur periodischen Erneuerung unserer Kräfte eine gewisse Schlafenszeit als Ruhepause unter völliger Ausschaltung der Umwelt brauchen, ist ein Gebiet für sich. Für die Lebenspraxis geht es vor allem darum, stets dann wirklich wach zu sein, wenn wir uns der Umwelt und ihren Problemen widmen. Nicht das völlige Fehlen eines Umweltkontaktes ist es ja, was immer wieder Dissonanzen aufreißt, sondern die Fehlleitung der von uns in sie einströmenden und der aus ihr aufgenommenen Energien. Überall, wo wir nicht ganz bei der Sache sind, übernimmt irgend ein Automatismus, eine Routine oder Gewohnheit die Führung und läßt uns das Wesentliche verfehlen.

Unter Wachsein können wir zunächst zweierlei verstehen:

- a) ein umweltbezogenes Gegenwärtigsein im Gegensatz zu einer nach innen gewandten Aufmerksamkeit,
- b) die Selbstherrschaft des Ichzentrums als unserer wahren Persönlichkeit im Gegensatz zum Beherrschtwerden von unterpersönlichen Kräften, Automatismen und Fremdeinflüssen.

Ein Wachsein im ersteren Sinne finden wir auch bei Tieren. Wir wollen uns daher vor allem mit der zweiten Art des Wachseins befassen, die erst auf menschlicher, d.h. nicht mehr instinktverhafteter Stufe möglich wird.

Diese persönliche Wachheit kann auch bei weitgehender Abkehr von der Umwelt erhalten bleiben, etwa bei der forschenden Innenschau, sie kann aber auch bei völliger Umweltbezogenheit fehlen, wenn wir nämlich ein Spielball äußerer suggestiver Einflüsse sind. Bei einer wachen Persönlichkeit findet die Einsicht ganz von selbst den jeweils

optimalen Punkt zwischen völliger Extro- und völliger Introversion.

Die Polarität von Tätigkeit und Ruhe schließlich ist mit beiden Arten des Wachseins und ihres Gegenteils vereinbar. Es gibt ja nicht nur ein waches Tun und die Ruhe des Schlafes, sondern auch ein ruhiges Betrachten und ein aufgeregtes Träumen. Auch auf dieser Skala wählt sich die wache Einsicht zielsicher die jeweils richtige Lage.

Wir haben also eine zweifache Mannigfaltigkeit grundsätzlich gleichwertiger Bewußtseinszustände, welche die Selbstbestimmtheit der wachen Persönlichkeit gemeinsam haben, die jedoch sowohl im Aktivitätsgrad wie in Anwendungsgebiet (Innen- und Außenwelt) den jeweiligen Erfordernissen angepaßt und somit verschieden sind.

Eine weitere Mannigfaltigkeit besteht darin, daß es sowohl in den fremdbestimmten wie in den selbstbestimmten Zuständen dreierlei Arten von Wechselwirkung gibt:

- a) Arbeitsleistung (unter Abgabe von eigenen Kräften),
- b) katalytische Umweltbeeinflussung (d.h. Auslösung, Unterbindung oder Lenkung von Prozessen durch bloße Gegenwart) aufgrund unserer wesensmäßigen Beschaffenheit ohne Einbuße an eigener Kraft.
- c) Kraftaufnahme durch Genuß von Eindrücken.

Auch hier stellt sich bei persönlicher Wachheit die richtige Mischung von selbst ein, während die durch Fremdbestimmung entstehende nicht immer die richtige ist.

Diese ganze Vielheit von Fall zu Fall optimaler Bewußtseinsstellungen hat eine allen gemeinsame optimale Ausgangsstellung, aus der jede der von den wechselnden Umständen geforderten Spezialeinstellungen trägheitsfrei hervorgehen kann und in die es nach erfüllter Sonderaufgabe immer wieder zurückzukehren gilt: es ist dies die alle Sinne durchdringende wortlose Aufmerksamkeit.

Von Symbolen und den in ihrem Dienst stehenden gestaltenden Kräften war schon an anderer Stelle die Rede. In diesem besonderen Wachzustand erfährt man jedoch, daß auch das Symbol, sei es nun Bild oder Wort, bereits ein Sekundärprodukt ist eines noch nicht gestalteten, wohl aber jeder Gestaltung vorausgehenden unmittelbaren Verständnisses. Umgekehrt haben wir eine sichtbare Gestalt oder Klangfolge erst dann wirklich begriffen, wenn wir zu ihrem nicht in Worte und Formen einfangbaren Wesen durchgestoßen sind.

Diese wortlose Selbstbesinnung ist wie die Grundstellung des Fechters, in die er nach jedem Ausfall wieder zurückkehrt, oder wie der Ausgangszustand des Zählrohrs der Strahlungsphysiker, in dem es für einfallende Impulse empfänglich ist: erst wenn nach einem Ansprechakt der ausgelöste Entladungsstrom wieder gelöscht und das ursprüngliche Kraftfeld wieder aufgebaut ist, kann ein neuer Strahlenempfang stattfinden. So sollten wir immer wieder so schnell wie möglich den Spiegel unseres Bewußtseins glätten, was immer auch die Ursache des vorübergehenden Aufruhrs gewesen sein mag.

Dies setzt natürlich voraus, daß wir an diese Grundstellung denken, und das wird mit wachsender Übung öfter eintreten. Das erste, was wir dann meist an uns beobachten, ist ein Gewirr quasimechanischer Vorstellungsabläufe, die häufig im Kreise gehen, und der sie begleitenden Gefühle. Unter dem distanzierenden Blick der Selbstbesinnung klingt beides jedoch mehr oder weniger schnell ab, oft unter Hinterlassung eines in der Magengegend, im Kopf oder an anderen Körperstellen lokalisierten Unbehagens. Richten wir nun unsere distanzierende Betrachtung auf dieses, so verschwindet es erfahrungsgemäß ebenfalls, wobei zur Beschleunigung eine bewußte Atemführung, in Form einer dem Ausatmen folgenden Betonung des eingeatmeten Zustands, herangezogen werden kann.

Sind so die Nachwirkungen einer vorangegangenen Erregung überwunden, so wenden wir uns mit allen Sinnen: sehend, hörend, riechend und spürend, der Umwelt zu und erlauben keinem auftauchenden Gedanken, die Schwelle des wortlosen und bildlosen Verständnisses zu überschreiten, und keinem Gefühl unterhalb des Heiterkeitsniveaus, sich bei uns einzunisten. Werden wir von einem dieser inneren Störenfriede überrumpelt, so kehren wir schnellstmöglich wieder in die wache Ausgangsstellung zurück.

Dann erleben wir, wie äußere Anforderungen ganz von selbst das richtige Verhalten aus uns herauslocken: wir sehen uns handeln, hören uns sprechen und finden hinterher, daß beides weit besser ausfiel, als wir es uns hätten ausdenken können."

Über die wachheitshindernden "psychischen Automatismen" schrieb ich in PPZ 60/2:

"Welche Rolle psychische Automatismen in unserem Alltagsleben spielen, merken wir erst, wenn wir einmal einen hiervon freien Zustand persönlichen Wachseins kennengelernt haben und uns seiner Besonderheit bewußt geworden sind. Je mehr wir uns nun über Natur und Herkunft dieser Störenfriede klar werden, desto eher wird es uns gelingen, sie los zu werden.

Unter diesen psychischen Automatismen lassen sich drei Hauptgruppen unterscheiden, die ich kurz mit 'Zwangsresonanzen', 'Leitideen' und 'Halbträume' bezeichnen möchte.

Zwangsresonanzen gibt es zweierlei: die affektmäßige und die vorstellungsmäßige. Erstere: die zwangsweise Auslösung negativer Gefühlswallungen durch bestimmte Umgebungseindrücke macht uns allen immer wieder von neuem zu schaffen. Dabei kann es sich um ein bloßes Angestecktwerden handeln, oder die betreffende Umgebungssituation bewirkt in uns stichwortartig die Restimulierung alter Ressentiments. Hiergegen nützt nur eine Steigerung unseres seelischen Niveaus. Je höher wir gestimmt sind, desto besser sind wir gegen Niederes abgeschirmt.

Die vorstellungsmäßige Zwangsresonanz ist jener psychische Mechanismus, dem kommerzielle Reklame und politische Schlagworte ihre Wirkung verdanken. Gründliche Verdauung aller Eindrücke durch häufige Innenschau macht uns dagegen immun.

Unter einer Leitidee verstehe ich in diesem Zusammenhang eine das Verhalten bestimmende Konzeption, welche mit den eigenen Erfahrungen nicht oder nicht mehr in Einklang steht. Sie kann auf Traditionsgebundenheit, Modehörigkeit oder Autoritätsgläubigkeit gegenüber bestimmten Personen beruhen. Es kann sich auch um ein Eigenerzeugnis handeln, dem unter den Umständen seiner Entstehung eine gewisse Berechtigung zugekommen sein mag, das aber unter den neuen Umständen fehl am Platze ist. Wenn wir diesen unseren Ideenbestand nicht einer fortlaufenden Revision unterziehen, wenn wir, aus Trägheit oder falschverstandener 'Überzeugungstreue', entgegen widersprechenden Erfahrungen daran festhalten, dann entspricht unser Verhalten in der betreffenden Hinsicht einem programmgesteuerten Automaten, den man vergessen hat, nachzuregulieren.

Als Halbträume seien jene selbständigen bild- oder klanghaften Vorstellungsketten von Erinnerungs- oder Fantasie-Charakter bezeichnet, welche unsere Alltagsaktivitäten so oft begleiten und unsere Aufmerksamkeit mehr oder weniger von der Gegenwart ablenken. Der in ihnen wirksame Assoziationsmechanismus ist offensichtlich der gleiche wie in Schlafträumen, nur daß die hier gänzlich abgerissene Umweltorientierung dort noch mehr oder weniger deutlich besteht.

Ihrer Entstehung nach sind unter den Halbträumen drei Gruppen zu unterscheiden: Nachkling-Effekte, Stichwort-induzierte und spontane Tagträume. Wenn ein erregendes Erlebnis oder auch nur ein affektgeladenes Gespräch plötzlich zu Ende ist, und eine reizarme Umwelt an ihre Stelle tritt, werfen uns die Nachklingeffekte des Erlebten kraft der nicht so schnell zu bremsenden Wucht ihrer Gefühlsladung in eine Art Halbtraum, der um das soeben Vergangene wie um etwas noch Gegenwärtiges kreist, während die tatsächliche Gegenwart garnichts mehr damit zu tun hat.

Oder ein zufällig aufgefangenes Wort, ein Anblick oder ein charakteristischer Geruch wecken in uns Erinnerungen oder Wünsche, die nun zum Ausgangspunkt eines Stichwort-induzierten Halbtraums werden. Oder in ruhigen Augenblicken taucht spontan ein übermächtiger Gedanke in uns auf, der uns wider Willen in seinen Assoziationsstrom hineinzieht.

All diese Halbträume, einerlei wie sie zustandekommen, rauben uns einen Teil unseres Wachbewußtseins, wodurch wir unter Umständen wichtige Gelegenheiten versäumen oder mechanische Fehlhandlungen begehen, z.B. das 'gedankenlose' Einschlagen eines falschen Weges. Die forschende Innenschau, die ebenfalls mit einer weitgehenden Umwelt-Abgewandtheit verbunden ist, unterscheidet sich von den Halbträumen in doppelter Hinsicht:

- 1.) wird hier der Lauf der Assoziation durch wache, zielbewußte Einsicht gesteuert,
- 2.) bleibt man dabei beweglich genug, um sich trägheitsfrei der Umwelt wieder zuwenden zu können, sobald dies nötig ist.

Bei Halbträumen ohne ausgesprochen negativen Einschlag sollte man zwischen passiven und aktiven Assoziationsketten unterscheiden und sich damit begnügen, die aktiven einzustellen, d.h. man spielt nicht

mehr selber mit. Man wird dann feststellen, daß das durch unsere aktive Beteiligung zu den Spontanprozessen unserer Psyche Hinzugefügte der Hauptanteil war, und daß der psychomechanische Teil der automatischen Begebnis-Wiederholungen rasch abklingt, wenn man sich weiter nicht darum kümmert. In diesen Fällen genügt also die bloße Wahrnehmung der selbsttätigen Bewußtseinsvorgänge und ihr Erkennen als unterpersönliche Automatik, um ihre Störwirkung auf ein erträgliches Maß herabzusetzen.

Wichtig ist die Einsicht, daß alle Gefühlsregungen und Vorstellungen negativen Inhalts den Charakter psychischer Automatismen haben und damit wachheitsmindernd wirken, soweit sie nicht als Alarmsignale erkannt und durch unverzügliches Umschalten auf den positiven Bereich beantwortet werden. Negativ aber ist alles, was unterhalb des Heiterkeitsniveaus liegt.

Der Zorn z.B. folgt einem ganz bestimmten Verhaltensschema, ohne Rücksicht auf die Erfordernisse des Augenblicks, ebenso der Ärger, die Hast und die Furcht. Sorge, Kummer und Reue wirken wie Bremsklötze auf jede sinnvolle Tätigkeit, Apathie und Resignation bedeuten sogar totale bzw. partielle Erstarrung.

Solange es also noch Dinge für uns gibt, die wir als ärgerlich oder beunruhigend bewerten, solange es noch etwas gibt, vor dem wir uns fürchten oder was uns Kummer bereitet, solange wir von Reue geplagt werden oder solange wir irgend etwas Gutes für uns oder die Unseren als nie erreichbar betrachten, sind wir an das unterpersönliche Getriebe der psychischen Automatismen gefesselt, wie ein Ballon an die Erde durch seine Haltetaue: Erst wenn alle gekappt sind, kann er sich frei in die Lüfte erheben. Dies heißt nichts Geringeres, als daß unser eigentliches Lebenselement die totale Zuversicht ist: Jeder Vorbehalt geht auf Kosten unserer wachen Persönlichkeit. Was aber meiner Beobachtung nach allein solche Zuversicht zu geben vermag, ist die wachsende Erfahrung der Höheren Führung."

Eine besondere Betrachtung widmete ich den "Leitideen" in PPZ 60 (3)-(4):

"Die autonome Regelung des Verhaltens durch Leitideen ist ein Beispiel für psychische Reaktionsweisen, welche bis herauf zu einem

bestimmten Entwicklungsstadium heilsam, ja unentbehrlich sind, darüber hinaus aber eine Lebensstörung und Fortschrittshemmung bedeuten.

Die Erwerbung einer Leitidee beginnt mit dem Begreifen eines Zusammenhangs zwischen einem Symbol und einem Wertgehalt. Der so gewonnene Begriff bildet von da an einen unverlierbaren Bestandteil der Psyche. Von seinem außerbewußten Standort aus beeinflußt er dann über das Bewußtseinszentrum das Verhalten, wenn er durch entsprechende Eindrücke geweckt wird. Die Wirksamkeit einer solchen Leitidee wird durch häufigen Gebrauch nicht nur nicht geringer, sondern verstärkt sich sogar durch wiederholte Aktivierung nach dem Gesetz der ausgefahrenen Spur, und zwar ganz unabhängig von ihrem Gehalt an Irrtum und Wahrheit.

So kann man im weiteren Sinne jeden psychischen Mechanismus als Leitidee auffassen, einschließlich der Instinkte, der bedingten Reflexe und der Gewohnheiten, also auch Angeborenes und rein gefühlsmäßig, d.h. assoziativ durch den Reflexsinn, Erworbenes, während Leitidee im engeren Sinne die Beteiligung des Denksinns voraussetzt und damit eine mehr oder weniger logische Verknüpfung.

Der Sinn für die zugrundeliegenden Wertgehalte, also der aller Erfahrung vorausgehende Richtungssinn, wie er an anderer Stelle genannt wurde, enthält alle Qualitäten der Stimmungsskala mit ihrer Doppelrichtung von Erregung und Ruhe, Freude und Schmerz, und ihren Zwischenlagen von Apathie, Furcht, Heiterkeit und Friede, in allen ihren Intensitätsgraden. Auch die Polaritäten: schön/häßlich, Chaos/Ordnung, freundlich/feindlich, Gewinn/Verlust, konsonant/dissonant, gut/böse etc. gehören mit dazu.

Zwischen dieser Welt der Werte und der Welt der Symbole, seien letztere nun in Umweltgestalten verkörpert oder nur als Worte oder Vorstellungsbilder vorhanden, stellen die Leitideen bestimmte Zuordnungen her. Erst durch diesen Kontakt mit der Wertwelt werden die an sich inhaltsleeren Gestalt- und Wort-Symbole zu Quellen seelischer Energie. Über den Grad der Berechtigung der vorgenommenen Zuordnung, also über den Wahrheitsgehalt der zugrundegelegten Leitidee, kann man aus der Größe des entstehenden psychischen Energieflusses keinerlei Schlüsse ziehen; dies lehrt vielmehr nur die immer wieder

neue Prüfung an der Erfahrung: Es gilt also zu beobachten, ob das Wertniveau innerhalb des eigenen Horizonts durch Anwendung der betreffenden Leitidee sinkt oder steigt.

Der Mensch stellt gegenüber dem Tierhaften nur insoweit eine höhere Stufe dar, als er Ideenquelle ist, und nicht nur Ausleber übernommener Ideen. Die Menschheit als Gesamtheit hat auch heute noch diese Stufe nicht erreicht, vielmehr ist der Prozentsatz der Ideenquellen unter den Menschen immer noch ziemlich gering. So haben wir eine eigene Bezeichnung für sie nötig: Wir nennen sie Genies. Natürlich gibt es hier die verschiedensten Abstufungen des Grades und der Art. Die wenigsten sind 'Universalgenies', d.h. auf allen Gebieten ideenschöpferisch. Den meisten kommen ihre Einfälle nur innerhalb eines engbegrenzten Sektors. Auch sind es meist nur bestimmte Schaffensperioden, die von mehr oder weniger unproduktiven Zeiten eingefahmt werden. Und selbst in den begnadetsten Lebensabschnitten sind die Augenblicke der Intuition relativ kurz gegenüber den Zwischenpausen, die sich von den schon zum Dauerbesitz der Psyche gewordenen Ideen nähren.

In früheren Zeiten waren die Ideenquellen offenbar noch wesentlich seltener als heute, und es konnten Jahrhunderte vergehen, ehe von neuem ein schöpferischer Mensch auf den Plan trat. Das Gedankengut dieser Einzelnen bestimmte innerhalb ihres Einflusßkreises unumschränkt das Leben der Vielen, gab ihnen Inhalt, Richtung und Stabilität. Nur an Einflusßgrenzen und im Entstehungsbereich einer neuen Ideenquelle gab es für die Nichtschöpferischen innere Konflikte durch die Notwendigkeit selbständiger Entscheidung. So träumten sie in der Hut der herrschenden Leitideen heran, bis der schöpferische Funke mehr und mehr um sich griff, und das Spannungsfeld zwischen alten und neuen Ideen ihr Gefühl des Geborgenseins zerstörte.

In einer solchen inneren Krise steht nun der größte Teil der Menschheit. Die ideologisch abgeschirmten Bereiche werden immer kleiner. Immer mehr Menschen werden zur Selbstentscheidung gezwungen. Selbstentscheidung aber bedeutet Abkehr vom Prinzip der Leitidee. Solange diese Wende nicht vollzogen ist, hört das hilflose Hin- und Hergerissenwerden zwischen konkurrierenden Weltanschauungen und seine

Folgen: inneres Gespaltensein oder geistige Abstumpfung, nicht auf.

Solange der Mensch nicht selber Kontakt mit der zugrundeliegenden Wirklichkeit zu gewinnen vermag, kann er den Wahrheitsgehalt einer ihm nahegebrachten Idee nicht beurteilen oder gegen den einer Gegenidee abwägen. Solange wird er jeweils derjenigen Leitidee verfallen, welche die geschicktesten oder robustesten Vertreter findet, oder die seinen Neigungen am weitesten entgegenkommt, sofern er sich nicht auf einen einmal eingenommenen Standpunkt versteift.

Die Kontaktaufnahme mit der Wirklichkeit ist gleichbedeutend mit der erfahrungswissenschaftlichen Methode. Es genügt nicht, Einzelbeobachtungen zu sammeln: Um sie erkenntnismäßig nutzbar zu machen, bedarf es ihrer gedanklichen Auswertung. Es genügt aber auch nicht, Einfälle zu haben: Um sie auf ihre Richtigkeit zu prüfen, muß man aus ihnen Konsequenzen ziehen, die der Beobachtung zugänglich sind, und dann die Erfahrung entscheiden lassen. Dieser erfahrungswissenschaftliche Weg wurde, nach verschiedenen kurzlebigen Ansätzen und Einzelleistungen, mit Konsequenz erst vor gut 300 Jahren von der Menschheit beschritten, als durch Galilei und Kepler die Physik aus der Taufe gehoben wurde; die erste Insel der Erfahrungswissenschaften im Meer der Leitideen.

Die Früchte dieses Durchbruchs einer höheren Bewußtseinsstufe sind als Siegeszug von Naturwissenschaft und Technik heute jedermann vor Augen: Phänomenologisch betrachtet, ist die Vielfalt der in diesem Zeitraum neu ins Diesseits getretenen Gestaltideen größer als die Veränderungen innerhalb der vorangegangenen 3 Jahrtausende. Aber um so schmerzlicher wird nun auch die Spannung empfunden zwischen diesem schmalen fortschrittlichen Sektor und dem in seinen Leitideen zurückgebliebenen Gros der übrigen Lebensgebiete. Diese innere und äußere Not wirkt zugleich als Triebfeder der Entwicklung. So ist die Zeit nun reif geworden für eine unumschränkte Anwendung der erfahrungswissenschaftlichen Methode auf alle Seiten des Daseins und für eine Austreibung des unterpersönlichen Prinzips der Leitideen aus allen Disziplinen und Lebenspraktiken.

Leitideen wirken wie Tellerminen: sie explodieren, wenn man darauf tritt. Die Psyche der meisten Menschen ist ein solchermaßen vermintes

Gelände. Die Entschärfung dieser psychischen Sprengladungen ist nicht leicht, und schon das Sichbewegen in ihrer Nähe bringt Gefahr, da sie bei jedem Individuum wieder etwas anders gelagert sind. Doch versuchen wir unser Glück!

Den christlichen Kirchen, in deren Obhut die abendländische Menschheit jahrhundertlang heranwuchs, stellt sich nun die schwierige Aufgabe, ihre Anhänger durch Anleitung zu eigener Erfahrungsbildung immer mehr auf eigene Füße zu stellen, ohne das immer noch weitverbreitete Bedürfnis nach autoritativer Führung unbefriedigt zu lassen. Je mehr es ihnen gelingt, ihren Schwerpunkt vom bloß Überlieferten auf das gegenwärtig Erfahrbare zu verlegen, desto eher werden sie auch dem zur inneren Selbständigkeit erwachenden Menschen eine Lebenshilfe sein können. Haben doch gerade die christlichen Konfessionen am wenigsten zu fürchten, im Lichte einer erfahrungswissenschaftlichen Prüfung Wesentliches einzubüßen. Vielmehr wird darin erst deutlich werden, wie viel von dem überlieferten Ideengut gegenwartsgültigen, ja überzeitlichen Wert besitzt.

Leider sind, mit wenigen Ausnahmen, die Repräsentanten der westlichen Welt in Politik und Wirtschaft nur dem Namen nach Christen, in Wirklichkeit aber der materialistischen Leitidee verfallen, deren Charakteristikum es ist, alle über die Körperstufe hinausreichenden Qualitäten, also Leben, Seele und Bewußtsein, als Illusionen zu betrachten. Fassen wir die betreffenden Symptome näher ins Auge:

1. Jesus hat sogar den Schwertstreich des Petrus gerügt, obwohl es für ihn um Freiheit und Leben ging: Wie verträgt sich damit der Ruf nach Massenvernichtungsmitteln zum Zwecke der Selbstverteidigung? Vom materialistischen Standpunkt aus versteht sich jedoch die Bereitschaft, andere zu töten, von selbst, denn die Nichtanerkennung seelischer Bindungen läßt den Mitmenschen als etwas von mir völlig Getrenntes erscheinen, das mich garnichts angeht. Und wenn ich zudem auch die Existenz seelischer Kräfte leugne, bleibt für mich zur Durchsetzung meiner Wünsche nur die Brachialgewalt.

2. Wie vertragen sich die Lohnkämpfe in der westlichen Wirtschaft mit Jesu Forderung, dem, der mit uns rechten und uns den Rock nehmen will, auch noch den Mantel zu lassen? Für den Materialisten jedoch ist

Feilschen eine Selbstverständlichkeit. Da er sich nur als Körper und somit von allen anderen Menschen getrennt fühlt, empfindet er alles, was er einem Anderen geben muß, als Verlust, dagegen alles, was er ihm entziehen kann, als Gewinn, und schädigende Folgen dieses Tauziehens für Dritte als belanglos. Dabei handelt es sich für ihn zwangsläufig stets nur um greifbare Werte, da er ja andere nicht anerkennt."

Zum Schluß noch ein Auszug aus meinem Aufsatz "Bewußtseins-schaltung" in EWB 76/2:

"Das Stimmungsrelief unserer Psyche ist das Ergebnis vorangegangener Beurteilungen unserer Erlebnisse: dieses positiv, jenes negativ, dieses gehoben, jenes trivial. Jeder Augenblick führt ihm neue Bestandteile zu, bestätigende oder korrigierende. Dieses Stimmungsrelief ist also nichts Unveränderliches, aber es läßt sich auch nicht von einem Augenblick zum anderen revolutionieren: immer nur das Stückchen von ihm, das uns gerade bewußt wird, ist einer Veränderung zugänglich. Dabei können wir unsere Gefühle nicht direkt verändern, sondern nur durch Änderung unserer Beurteilungen, deren Folge sie sind.

Auch unsere Beurteilungen können wir nicht willkürlich ändern: Es genügt nicht, sich eine vorhandene Beurteilung wegzuwünschen, um sie loszuwerden, und wir können uns nicht eine andere zu eigen machen, nur weil wir sie wünschen. Zu beidem brauchen wir Argumente, die uns überzeugen. Sollen diese hieb- und stichfest sein, so müssen sie auf Wahrheit beruhen. Auf lange Sicht helfen uns also nur solche Konzeptionen, die das Läuterungsfeuer der erfahrungswissenschaftlichen Prüfung bestanden haben und als echte Einsichten daraus hervorgegangen sind.

Daß einsichtsgemäße Argumente gegen eine unwillkürliche negative Beurteilung eines Gegenstandes im Unterbewußtsein bereitliegen, ist zwar die Voraussetzung für eine Korrektur, genügt jedoch allein noch nicht; sie muß uns im entscheidenden Moment auch zu Bewußtsein kommen. Das geschieht, zumal bei neugewonnenen Einsichten, nicht immer spontan. Meist erfordert eine solche Vergegenwärtigung die Ganzheitsenergie persönlicher Wachheit und kann eine schwere Arbeit

sein, die längere Zeit in Anspruch nimmt. Doch der Aufwand lohnt sich, so daß man keinesfalls die Flinte vorzeitig in Korn werfen sollte. Nicht immer erweist sich gleich das erste Argument, das uns einfällt, als wirksam. Dann heißt es, weitersuchen, bis ein Gedanke zündet, was sich durch einen Gefühlsumschlag nach oben deutlich zu erkennen gibt. Solange uns die hervorgeholten positiven Argumente zwar verstandesmäßig einleuchten, aber unsere negative Empfindung der Angelegenheit unverändert fortbesteht, fehlt uns noch irgend ein wichtiger Gesichtspunkt als Bindeglied unserer psychischen Schaltung, den es zu finden gilt.

Für den rechten Gebrauch persönlicher Wachheit ist ferner die Einsicht wichtig, daß wir als wollende Einheit nichts Isoliertes sind, sondern Schaltstelle der einen überpersönlichen Instanz. Daraus ergibt sich, daß eine Bewußtseinsschaltung nur dann zu konsonanten, d.h. stimmungshebenden Ergebnissen führen kann, statt als Dissonanz eine ungeschwungene, abbauende Funktion zu haben, wenn wir aufgabenbezogen leben, d.h. wenn unsere Bewußtseinsschaltung dem jeweiligen Soll entspricht, statt zufällig oder willkürlich zu sein.

Wie schon gesagt, ist nicht jede unter gewissen Umständen lebensdienliche Bewußtseinsschaltung in jedem Falle die richtige; vielmehr gibt es hier situationsbedingte Indikationen für das, was nach Maßgabe persönlicher Wachheit anzupeilen ist.

In allen Fällen der Umweltbeanspruchung führt eine vom Gedanken an sich selbst ganz freie Aufgabenbezogenheit zu den besten Resultaten. Dabei ist zu unterscheiden zwischen vorwiegend aktiver und vorwiegend rezeptiver Tätigkeit. In ersterem Falle dienen unsere Wahrnehmungen nur der Handlungslenkung, in letzterem Falle stehen unsere Bewegungen (wie Herumgehen, Umblättern oder Blickwendungen) nur im Dienste der Informationsaufnahme. Jeder dieser beiden Grenzfälle für sich allein ermüdet relativ bald, während wir eine Mischung beider oder ein rasches Hin- und Her-Wechseln viel länger durchhalten. Eine Mischung aus beidem liegt immer bei menschlicher Beanspruchung vor, wo Zuhören und Antworten in Rede oder Geste ständig abwechseln.

Wie weit eine solche Umweltbeanspruchung uns anstrengt oder nicht, hängt davon ab, wie weit das wachbewußte Soll unserer Aufmerksam-

keitsverteilung der natürlichen relativen Fesselungskraft ihrer Gegenstände entspricht oder davon abweicht, ferner wie lange eine solche Abweichung durchgehalten werden muß.

Wenn uns der Gegenstand fesselt, bedarf sogar die teilweise Weglenkung der Aufmerksamkeit von ihm einen Kraftaufwand, wie er zur Wahrung der nötigen Umsicht erforderlich sein kann. Oft kann es auch nötig sein, auf mehrere Dinge gleichzeitig zu achten, was dann meist von der natürlichen Aufmerksamkeitsverteilung besonders stark abweicht und damit besonders viel Energie braucht. Um unsere Kräfte nicht zu vergeuden, sollten wir daher von der natürlichen Aufmerksamkeitsverteilung nicht stärker und nicht länger abweichen, als einsichtsmäßig nötig ist.

Da das Zusammensein mit anderen Menschen stets unsere volle Aufmerksamkeit erfordert, wenn wir ihnen gerecht werden wollen, ist eine homöopathische, durch längere Zwischenpausen des Für-sich-seins unterbrochene Geselligkeit einem Dauerkontakt vorzuziehen. Sobald die gemeinsamen Themen für den Augenblick erschöpft sind, sollte man sich trennen; sonst strengt es an, oder das Niveau sinkt.

Jedes gelingende Tun wirkt stimmungshebend, aber auch das Sicheinfühlen in etwas Schönes. Nur die einfühlende Bewußtseinshaltung macht genußfähig. Auch die schönste Musik rauscht wirkungslos an uns vorüber, wenn wir entweder in Gedanken sind oder durch ein Gespräch oder eine Arbeit voll in Anspruch genommen werden.

Zwischen reiner Aufgabenbezogenheit und einem ganz auf Genuß Eingestelltsein klafft eine Verträglichkeitslücke. Bei Umweltbeanspruchung, zumal in Gesellschaft, hat erstere das Primat und erlaubt ein Sicheinfühlen in einen Genuß nur soweit, als die Aufgabenerfüllung darunter nicht leidet. Liegt keine Umweltbeanspruchung vor, so daß der Schwerpunkt beim Genuß liegen darf, so ist damit eine geringfügige umweltbezogene Aktivität verträglich, eine darauf abgestimmte wie Mittanzen oder Mitsingen sogar genußsteigernd; aber nur, soweit es im Spielerischen bleibt. Sobald es Überlegung oder Anstrengung erfordert, z.B. ein noch nicht beherrschter Liedtext oder eine noch ungewohnte Tanzfigur, geht es auf Kosten des Genusses. Nebengespräche oder introvertiertes Sich-ablenken-lassen durch Gedanken, Erinnerungen oder

Vorstellungen, die nicht direkt von der Musik ausgelöst werden, vermindern die Empfänglichkeit in jedem Falle. Entsprechendes gilt für alle schönen Eindrücke."

7.) Selbstentfaltung und Lebensertrag

Durch erfahrungswissenschaftliche Orientierung kommen wir zu einer ganz neuen Lebenshaltung. Dies ging mir erstmals 1958 auf, was in dem Aufsatz "Die falsche Rechnung" in PPZ 59/2 seinen Niederschlag fand:

"Als einen 'guten Rechner' bezeichnen wir heutzutage einen Menschen, der sich in seinem Verhalten ausschließlich von Rentabilitätsabwägungen leiten läßt. Das bedeutet, daß er unter verschiedenen Möglichkeiten stets diejenige auswählt, die ihm am meisten einbringt, die am 'einträglichsten' ist. Was unter dem hierbei 'eingetragenen' Ertrag 'selbstverständlich' verstanden wird; ist Geld und alles was käuflich ist. Was den eigenen Kaufwert vermindert, wird gar nicht erst in Erwägung gezogen, ist es doch für ihn ein Gebot der 'Klugheit', der Umwelt für möglichst wenig Gegenleistung möglichst viel Werte zu entziehen. Wenn ein solcher Mensch außer käuflichen Dingen auch noch Brachialgewalt als Realität anerkennt, so fühlt er sich als 'Realist' und bezeichnet jeden als 'unrealistisch', der auch noch mit anderen Werten und Kräften rechnet.

Wie aber liegen die Dinge denn in Wirklichkeit? Was wir Menschen auf unserer Jagd nach Geld und käuflichen Werten im Grunde suchen, ist Freude. Alle Motive zum Gelderwerb gehen letztlich darauf zurück, Schmerz zu vermeiden und Freude zu gewinnen. So brauchen wir alle ein gewisses Minimum an Geld, damit wir selbst und unsere Angehörigen nicht hungern oder frieren, damit wir in unserer Bewegungsfreiheit nicht behindert sind, und um im Bedarfsfall Hilfe zu erhalten: also als Gegenmittel gegen Schmerzen körperlicher oder seelischer Art. Sind diese Bedürfnisse befriedigt, so hört unser Verlangen nach Geld damit nicht auf: Wir wollen feiner als nötig essen, wohnen und uns kleiden können, uns verschiedene Dinge kaufen, Veranstaltungen besuchen, reisen, kurz, uns leisten können, was uns freut. Auch wer Geld um des Geldes willen anhäuft oder um damit Macht über andere auszuüben, tut dies, weil es ihn freut. Schmerzverschleierung und Freudeerlangung ist also der gemeinsame Nenner.

Diese Einsicht führt uns zu einer neuen Wertskala: Wert hat, was

Freude macht. Alles muß also in Freude umgerechnet werden, wollen wir seinen wahren Wert kennenlernen. Der landläufige materielle Wertmaßstab ist damit als 'unrealistisch' erkannt und durch einen psychischen, wirklichkeitsgemäßen Wertmaßstab ersetzt. Nun gibt es bekanntlich sehr viel mehr Dinge, die Freude machen, als nur die käuflichen. In erster Linie hat jeder Freude am Spiel seiner eigenen Kräfte, mögen diese nun groß oder klein sein, wenn er sich nicht diese Freude durch eine falsche Einstellung selbst verdirbt. Oder denken wir an die Freude, die das Schenken und Freudemachen bei den Festen und das Bewirten bei Geselligkeiten uns bereitet, soweit wir noch unverbildet sind! Oder wer freute sich nicht, wenn sich ihm Gelegenheit bietet, einem anderen in einer akuten Gefahr beizustehen, oder wer wiese einem Fremden nicht gern den Weg?

Es ist also nicht wahr, daß wir jede von uns vollbrachte Leistung auf der Minusseite zu buchen hätten und somit als Verlust, wenn sie nicht durch einen Gegenwert gedeckt wird, wie uns unsere Geldwirtschaft glauben machen will. Soweit unser Tun uns freut, ist es in jedem Falle ein Gewinn für uns, ob wir etwas dafür kriegen oder nicht. Haben wir doch nun einsehen gelernt, daß Freude der gemeinsame Nenner aller Werte ist.

Damit kommen wir zu einer weiteren Unstimmigkeit zwischen Geldwert und Lebenswert: Im Gegensatz zum Geldwert wird der Lebenswert Freude nicht weniger, wenn man sie schenkt. Diese Unstimmigkeit hat schon W. Ostwald erkannt, als er feststellte, daß bei jedem Geschäftsabschluß für beide Parteien eine Wertsteigerung eintritt: Der Kaufmann würde seine Ware nicht hergeben, wenn ihm das Geld nicht lieber wäre, und der Kunde würde sie nicht kaufen, wenn sie ihm nicht mehr wert wäre als sein Geld. Die Freudesumme ist also nicht den Erhaltungsgesetzen unterworfen wie Masse und Energie, sondern es gibt sowohl Quellstellen wie Sickerstellen der Freude in unserer Welt. Diese Verbindungskanäle mit einem unerschöpflichen außerweltlichen Freudenreservoir haben wir in uns selbst. Die Beschaffenheit unseres Wesens entscheidet darüber, ob es unter gegebenen Umständen zu einem Einstrom oder zu einem Abfluß von Freude kommt.

Freude läßt sich überhaupt nicht abgeben wie eine Ware, sondern nur

wecken. Gute sowohl wie schlechte Laune ist ansteckend, das kann jeder beobachten. Und damit, daß ich einem anderen meine Laune übertrage, wird die meine nicht weniger, weder im Guten noch im Schlechten, sondern es kommt sogar zu einer gegenseitigen Aufschaukelung in der eingeschlagenen Stimmungsrichtung.

Wenn also Freude nicht etwas ist, was ich anderen wegnehmen könnte oder müßte, um sie für mich selbst zu gewinnen, sondern wenn sie nur aus mir selbst hervorquellen kann, dann ist es für mich außerordentlich wichtig zu wissen, was ich von mir aus dazu tun kann, um diesen Strom häufiger und kräftiger fließen zu lassen. Dem gilt ja auch im Grunde all unsere Geschäftigkeit, soweit sie nicht rein negativ darauf gerichtet ist, uns gegen ein Versiegen dieser Quelle zu sichern. Leider suchen hier die meisten in einer falschen Richtung, nämlich in der Außenwelt. Ehe uns diese dazu dienen kann, unsere Freudenquelle in ständigem Fluß zu halten, müssen wir erst mal für unsere Umwelt empfänglich werden. Solange wir mit ihr so, wie sie gerade ist, nichts anfangen können, besteht wenig Aussicht, daß uns mit äußeren Änderungen viel geholfen wäre. Abgesehen davon, daß ein Umgebungswechsel nicht immer möglich ist, konnte ich wiederholt beobachten, daß unzufriedene Naturen, denen eine radikale Änderung ihrer Lebensbedingungen gelang, sich in der so leidenschaftlich herbeigesehnten neuen Situation bald ebenso unwohl fühlten wie in der alten. Andere wiederum, denen ihre Verhältnisse erlaubten, sich jeden Wunsch zu erfüllen, verloren darüber ihre Genußfähigkeit mehr und mehr und brauchten von Jahr zu Jahr stärkere Reize, um aus der versiegenden Freudenquelle ihres Inneren noch einige Tropfen herauszupressen.

Wir müssen also den Hebel an uns selbst ansetzen, wollen wir unser Freudeniveau erhöhen. Erforderlich ist dabei gar nicht mal ein bestimmtes Tun, sondern zunächst nur eine Korrektur unserer inneren Einstellung. Die Art und Weise, wie wir auf unsere Lebensumstände reagieren, ist das Produkt früherer Beurteilungen, Wünsche und Befürchtungen. Wir können diesen Inhalt unserer Psyche und damit unsere Gesinnung nicht von einem Tag zum anderen ins Gegenteil verkehren, aber wir können sie schrittweise ändern, indem wir ihr immer neue Bestandteile einverleiben. Mit jeder neuen Einsicht wird der

Keim zu einer solchen inneren Umwandlung gelegt. Wir sind dann nicht mehr dieselben wie vorher. Und wenn wir zehnmal rückfällig würden, wir finden doch immer wieder hin zu dem neuen Licht, das uns aufgegangen ist. Mit jedem Mal, wo uns unsere neugewonnene Erkenntnis wieder einfällt, gewinnt sie an Stärke, bis sie schließlich unser ganzes Lebensgefühl durchdringt.

Es gilt also, sich durch Einsicht von freudeblockierenden Fehlvorstellungen frei zu machen. Wenn Sie das bisher Gesagte tief in sich aufgenommen haben, ist dazu schon der erste Schritt getan. Wissen Sie dann doch über folgende wichtige Punkte Bescheid:

1. Was wir im Grunde suchen, wenn wir uns um äußere Dinge bemühen, ist Freude.
2. Freude läßt sich nicht in Geld umrechnen.
3. Freude wird nicht weniger, wenn man sie schenkt.
4. Freude ist ansteckend, so gut wie ihr Gegenteil.
5. Das Spiel unserer Kräfte weckt Freude.
6. Freudemachen macht Freude.

Eine der schlimmsten Freudehemmungen ist das Prinzip der Gegenrechnung. Wenn ich meine Arbeit, statt mich am Spiel meiner Kräfte zu freuen, nur als Gegenleistung für die erwartete Bezahlung betrachte, verstopfe ich mir die Freudenquelle, die meine Arbeit ganz unabhängig von ihrem Entgelt für mich sein könnte. Wenn ich meine Entlohnung nur als die mir zustehende Entschädigung für meinen Müheaufwand, also als eine Art Schmerzensgeld, betrachte, bringe ich mich um die Freude über diese Lebenshilfe. Alles was uns selbstverständlich wird, hört für uns auf, Freudenquelle zu sein, und das Prinzip der Gegenrechnung hüllt alles, was wir bekommen und besitzen, in den grauen Nebel der Selbstverständlichkeit. Was mir selbstverständlich ist, dort liegt mein Nullpunkt. Je höher ich den ansetze, desto seltener gibt es Abweichungen nach oben und desto häufiger solche nach unten. Setze ich nun gar den Nullpunkt meiner Ansprüche hoch über dem mir Erreichbaren, so lebe ich in ständiger Unzufriedenheit unter den gleichen Lebensumständen, unter denen ein Anspruchsloser Freude in Fülle hat.

Wenn wir also unter gegebenen äußeren Umständen unser Freude-niveau auf ein Maximum bringen wollen, so dürfen wir innerlich

keinerlei Ansprüche stellen und nichts als selbstverständlich hinnehmen. Wie wir uns nach außen hin verhalten, bleibt hierbei zunächst ganz außer Betracht. Entscheidend ist hier nur unsere innere Einstellung. Ich freue mich dann z.B. nicht nur an meiner Arbeit und über meine Entlohnung, sondern auch über alles, was ich mir davon kaufe, so als ob ich es geschenkt bekäme. Ich freue mich dann täglich neu über meine Behausung, über Speise und Trank, meine dem Klima angepaßte Kleidung, über Licht und Wärme, über die öffentlichen Einrichtungen und gebahnten Wege, die mir das Leben erleichtern, über alles Schöne, was ich sehe im eigenen Heim, im Ortsbereich und in der freien Natur, über jeden Händedruck und über jeden freundlichen Blick.

Diese innere Einstellung und die daraus folgende Erhöhung unseres Freudeniveaus führt uns ganz von selbst zu einem neuen äußeren Verhalten. Mit unserer Freude wachsen auch unsere Kräfte. Arbeiten, die wir vorher nur keuchend ausführten, meistern wir nun spielend. Störungen, die uns früher aus dem Gleichgewicht zu bringen pflegten, erregen jetzt nur noch unsere Heiterkeit. Da mit unseren Ansprüchen auch unsere Bedürfnisse geringer geworden sind, fällt es uns nun nicht mehr schwer, sie zu befriedigen. So gewinnen wir Zeit und Gedanken für andere Dinge. Damit weitet sich unser Wesen über die Grenzen unseres Körpers hinaus. Die Beobachtung, daß Freudemachen die eigene Freude erhöht, zeigt uns, daß wir mit den Menschen unserer Umwelt in geheimnisvoller Weise zusammenhängen. Immer mehr beginnen wir uns als Glieder eines Ganzen zu fühlen und uns entsprechend zu verhalten. Immer weiter dehnt sich dieses Einheitsbewußtsein, bis es die ganze Menschheit umfaßt.

Diese Niveausteigerung unseres Verhaltens verwandelt allmählich auch unsere Umwelt. Wie durch Resonanz wecken wir nun in den gleichen Menschen positive Regungen, die wir vorher nur von der negativen Seite kennengelernt hatten. Andere, die uns vorher unerreichbar waren, suchen nun unsere Gesellschaft, und neue Lebensmöglichkeiten tun sich auf, die unsere kühnsten Träume überbieten."

Einen anderen Aspekt erfahrungswissenschaftlicher Lebenskunde zeigt folgender Auszug aus meinem Aufsatz "Der sanfte Weg" in EWB 67/3:

"Obwohl die Sanftmut in den meisten Hochreligionen, einschließlich

der unseren, eine große Rolle spielt, steht sie bei vielen Menschen nicht hoch im Kurs, weil sie sie mit anderen Grundhaltungen verwechseln, deren Äußerungsformen mit ihr eine oberflächliche Ähnlichkeit haben. Die einen wittern in ihr Freundlichkeit aus Furcht, also Unterwürfigkeit, die aus Feigheit stammt. Sanftmut jedoch setzt Furchtlosigkeit voraus. Andere verstehen Selbstbeherrschung darunter, also ein Ruhigbleiben nach außen hin, obwohl man innerlich kocht. Dies wäre nur introvertierte Gewalttätigkeit. Sanft sein kann nur der Zornfreie. Wieder andere halten den Verzicht des Sanften auf Gewaltanwendung für Trägheit oder Gleichgültigkeit, während in Wirklichkeit warme Anteilnahme dahintersteht. In der Stimmungsskala liegt Sanftmut oberhalb des Heiterkeitsniveaus, also auf der Stufe der Gemeinschaftsfähigkeit, unerreichbar von Zorn oder Furcht.

Sehr verbreitet ist die Meinung, es sei unmöglich, sanft zu sein, solange die Umwelt damit nicht den Anfang mache. Man entschuldigt sich dann vielleicht mit dem Dichterwort, "es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt", was die naive Überzeugung meist beider gegnerischer Lager ausdrückt. Dieser 'Beste' und sein 'böser Nachbar' sind wirklichkeitsfremde Fiktionen. Bei näherer Betrachtung liegt es ganz an uns, ob wir mit unserer Umgebung in Frieden leben oder nicht. Der Streitsüchtige handelt aus einem psychischen Mechanismus heraus, der unterbrochen wird, wenn der andere sich nicht anstecken läßt und ihm damit das Stichwort versagt. Auch der Gewalttätige braucht als Stichwort zur Weckung seines Beutekomplexes die Angstreaktion des Opfers. Der menschlichen Atmosphäre eines Sanften längere Zeit ausgesetzt, wird der Gewalttätige sich entweder wandeln oder sich andere Jagdreviere suchen. Diejenigen, welche, was die Regel ist, neben negativen auch positive Verhaltensmöglichkeiten in sich tragen, werden dem Sanften ihre beste Seite zukehren, so unausstehlich sie anderen gegenüber bleiben mögen. Im letzten Weltkrieg, kurz vor unserem gemeinsamen Abtransport an die Ostfront, kündigte mir ein Stubengenosse an, daß er mich bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit 'umlegen' werde, weil er sich durch ein unbedachtes Verhalten von mir beleidigt fühlte. Da ich weder mit Furcht noch mit Zorn reagierte, sondern ihm zu erkennen gab, daß

es mir fernliege, ihn zu verachten, verschwand seine böse Absicht so völlig, daß er mich, als er 'Küchenbulle' wurde, beim Austeilen der Portionen sogar noch besonders bevorzugte.

Was die Kriege zwischen den Völkern, das sind die Prozesse zwischen den Einzelpersonen. Niemals ist die Erlangung eines äußeren Vorteils oder die Abwendung eines äußeren Nachteils den Verlust an Stimmungsniveau wert, den ein gerichtliches Vorgehen mit sich bringt. Das Beste, was einem dabei passieren kann, ist, daß man den Prozeß verliert, weil damit der Schaden wenigstens auf einen selbst beschränkt bleibt, wo man ihn dann durch Einsicht abbauen kann. Gewinnt man aber den Prozeß, so entzündet man im Verlierer einen glimmenden Groll, der sich unserer Kontrolle entzieht und uns noch über dieses Leben hinaus verfolgen kann.

Der harte Weg zu Macht und Reichtum ist der Weg des Herzinfarkts. Parkinson sagt: "Wer sich um eine hohe Stellung bewirbt, ist schon deshalb für sie untauglich: er muß warten können, bis man ihn darum bittet". Und wie ein Hymnus auf den sanften Weg klingt Morgenstern's Gedicht: "Gib, gib und immer wieder gib der Welt und laß sie, was sie mag, dir wiedergeben. Tu' alles für, erwarte nichts vom Leben; genug, gibt es sich selbst dir zum Entgelt".

In der Wirtschaft ist der 'harte Weg' von Streik und Aussperrung vor allem eine Schädigung des am Streit unschuldigen Kunden, dem das gemeinsame Werk doch schließlich dienen soll. Er schadet aber auch dem Streitenden selbst, und zwar in dreifacher Weise: 1. verschüttet er sich damit den Weg einer freiwilligen Förderung seiner Ziele durch den Partner, 2. trifft die Schädigung der Umwelt auch ihn als einen Teil von ihr, 3. nimmt diese Kampfhaltung dem Betreffenden die Freude an seiner Tätigkeit, wodurch das Stimmungsniveau auch seiner privaten Sphäre beeinträchtigt wird. Hier wie auch sonst im täglichen Leben, wo Menschen aufeinander angewiesen sind, bei Artgenossen wie bei Hausgenossen, gilt es, jede auftauchende Differenz als ein gemeinsames Problem zu behandeln, das zum Besten aller Beteiligten gelöst werden muß. Es ist hier genauso wie bei der Erkrankung eines Organismus, wo es auch nicht darum geht, das Herz gegen den Magen auszuspielen, sondern allen Organen gerecht zu werden.

Vollends ist der harte Weg unvereinbar mit jeglicher Art gemeinschaftlichen Lebens. Jede Form von Machtkampf in Ehe oder Freundschaft tötet die Gemeinschaft. Hier gelten vielmehr Krassowsky's 'Verkehrsregeln', wonach die 'Rotlichter' des Anderen streng beachtet werden müssen, bzw. Johannes Müller's Postulat, daß bei jeder Lebensäußerung die Art des Anderen mit zur Geltung kommen sollte. Gemeinschaftliches Leben gibt es nur im Deckungsbereich der beiderseitigen Wünsche."

Eine Zusammenfassung erfahrungswissenschaftlicher Lebenskunde enthält der in PPG 70/1 erschienene Aufsatz "Selbstentfaltung und Lebensertrag":

"Das wichtigste, worüber es sich klar zu werden gilt, sind unsere Ziele. Man könnte einwenden, daß wir diese nicht in unserer Hand haben, daß sie vielmehr unbeeinflussbare Auswirkungen unseres Wesens seien. Eine nähere Betrachtung zeigt jedoch, daß dies nur für die allen Menschen gemeinsamen Grundtriebe der Lust-Gewinnung und Unlust-Vermeidung gilt, nicht aber für das, was von uns jeweils als positiv oder negativ beurteilt wird. Wenn Freude der eigentliche Lebenswert und Schmerz der eigentliche Feind ist, so geht es für uns um die Freude-Bilanz auf lange Sicht. Diese ist positiv, wenn ein kurzer oder geringer Schmerz eine lange oder intensive Freude zur Folge hat; dagegen negativ, wenn kurze Lust lange Leiden gebiert. Dinge der letzteren Art werden wir unwillkürlich meiden, aber erst dann, wenn wir diese Zusammenhänge verstanden haben. Vorher erscheinen sie uns als lohnende Ziele. Umgekehrt wird die irrige Einschätzung eines harmlosen Vergnügens als folgenschwer es uns verleiden, und die irrige Einschätzung von etwas Schmerzhaftem als heilsam uns alle Kräfte darauf richten lassen.

Wechseln wir hinsichtlich der zeitlichen Kopplung von Freude und Schmerz unsere Ansicht, so ändert dies unsere unwillkürliche Zielrichtung zwar nicht immer schlagartig, so doch nach und nach immer mehr, bis schließlich unser spontanes Verhalten unserer neuen Auffassung entspricht.

Die positive oder negative Rückwirkung auf ein Verhalten kann den direkten Weg über unsere Psyche oder den indirekten über unseren

Körper oder unsere Umwelt nehmen. Soweit wir von solchen Rückkopplungen nichts wissen, wird es uns jeweils zu dem treiben, was im Augenblick eine Lusterhöhung oder eine Unlustminderung bringt. Dies ist stets der Fall, wenn wir uns einer Gefühlswallung hingeben, statt unsere Aufmerksamkeit von ihr abzulenken. Lassen wir jedoch Übermut oder Zorn an unserer Umgebung aus, so tritt folgendes ein: 1.) schädigen wir den Betroffenen, und wäre es auch nur durch Stimmungssenkung; 2.) erzeugen wir damit in ihm, sei es Freund oder Feind, einen Vergeltungskomplex, der mit der Sicherheit einer abgetrennten elektrischen Ladung früher oder später den Weg zu uns findet und dann den kurzzeitigen Lustgewinn unserer Affektentladung überkompensiert. Bewahrheitet sich doch immer wieder der Spruch: "Wer dir als Freund nicht nützen kann, kann dir als Feind doch schaden"; 3.) machen wir unsere Umgebung durch Schädigung eines Teils von ihr auch für uns selber weniger attraktiv und berauben uns damit selbst; 4.) wirken wir durch unsere gegnerische Haltung wie ein Magnet auf gegnerische Kräfte aller Art, so daß uns oft von völlig unbeteiligter Seite gerade das trifft, was wir einem anderen zugefügt haben.

Noch schlimmer ergeht es uns, wenn wir das Gefühl der Gegnerschaft, statt es im Zorn abzureagieren, als Groll in uns nähren. Die schwersten organischen Krankheiten bis herauf zu Krebs können so auf psychosomatischem Wege in uns entstehen. Nicht weniger schlimm ist es, wenn wir uns lange Zeit der Furcht hingeben. Auf der Schmerz-Ebene liegende Gefühlswallungen, wie selbstquälerische Gedanken, Selbstbemitleidung oder das Nähren von Trauer wirken in noch unmittelbarer Weise niveausenkend auf uns zurück, indem sie die Psyche selbst in einen Abwärtssog hineinziehen. Daher, wenn negative Gefühle irgendwelcher Art in uns aufsteigen, und wir nicht gleich Zeit finden, sie durch Gegenargumente zu entkräften, sollten wir tunlichst unsere Aufmerksamkeit von ihnen ablenken. Wie weit wir ihrer jeweils auf solche Weise Herr werden, wenn wir erst mal ihre Schädlichkeit erkannt haben, ist eine Frage persönlicher Wachheit.

Während das Nähren negativer Gefühle oft für harmlos oder gar für eine Pflicht gehalten wird, wie im Falle der Trauer, des 'heiligen Zorns' oder der 'gerechten Empörung', werden positive Gefühle oft als

etwas empfunden, dessen man sich schämen müsse, oder was schlimme Folgen habe, während in Wirklichkeit das Gegenteil der Fall ist. Zum Teil entspringt diese Fehlbeurteilung einem tief eingewurzelten Mißtrauen gegen das Schicksal bzw. 'der Götter Neid', wie frühe Kulturen es nannten. Selbst im alttestamentlichen Weltbild gab es ja die paradoxe Vorstellung eines zornigen und eifersüchtigen Gottes. Mit solchen Vorstellungsrelikten mag der irreleitende Spruch: "Vögel, die früh singen, holt die Katz", zusammenhängen, oder die weitverbreitete Furcht, etwas zu 'berufen'. Diese an sich ganz unvernünftige Scheu vor einem Glücksbekenntnis erhält dadurch immer wieder neue Nahrung, daß die damit verbundene Furcht auf magischem Wege das ihr Entsprechende anzieht, ebenso wie Zuversicht in umgekehrter Richtung wirkt. Auf diese Weise behält jeder in seinem Einflußkreise meistens recht, sowohl der Optimist wie der Pessimist.

Manche Erwachsene, ja selbst Halbwüchsige, schämen sich ihrer Begeisterung als etwas Kindhaftem, was sie für Unreife halten, und kokettieren stattdessen mit mürrischer Steifheit oder oberflächlicher Lustigkeit. Andere wieder meinen, aus Gewissenhaftigkeit nicht froh sein zu dürfen, solange es auf dieser Erde Leidende gibt. Damit, daß wir die Fröhlichkeit, deren wir fähig wären, in uns ersticken, erweisen wir jedoch diesen Armen keinerlei Dienst. Wir schwächen uns damit nur selbst und vermindern dadurch unsere Kraft, denjenigen zu helfen, die in unserer Reichweite sind. Der Schatz der Menschheit, der wir so gut wie alle anderen paritätisch angehören, ist ihre Freudensumme. Wenn nun diejenigen Glieder der Menschheit, die es vermeiden könnten, sich vom Schmerz der Änderen anstecken lassen, ohne ihn heilen zu können, so nimmt dieser Schatz der Menschheit ab, und ihre Schmerzenslast wächst. Der Schmerz ist wie ein Brand: Solange man ihn in seinem Herd nicht löschen kann, sollte man wenigstens versuchen, sein Übergreifen auf heile Bereiche zu verhindern. Mitleid, das sich nicht im Helfen äußern kann, vermehrt somit nur die Menge des Schmerzes auf dieser Welt.

Freude und Schmerz sind mehr als nur vorübergehende Stimmungen; vielmehr sind sie Indikatoren eines nachwirkenden inneren Geschehens: Ist doch jeder Schmerz das Anzeichen einer Abnahme, jede Freude das

Anzeichen einer Zunahme an innerer Substanz. Diese unsere innere Substanz besteht aus allem uns harmonisch Eingeordnetem, während alles aus dieser Ordnung Herausfallende einen Verlust bedeutet.

Sich einer Freude hingeben, erhöht unser seelisches Niveau, steigert unsere Fähigkeiten, fördert unsere körperliche Gesundheit und macht uns für die Umwelt anziehender; ja es greift auf sie über und läßt auch den Menschen unserer Umgebung alles in freundlicherem Lichte erscheinen. Überströmende Freude macht gemeinschaftsfähig, während, wenn es nur spärlich in uns quillt, wir auch für den anderen 'wenig übrig haben', wie man zu sagen pflegt. Die scharfe Grenze zwischen heilsamen und schädlichen Gefühlswallungen bildet das Heiterkeits- bzw. Genußniveau unserer Stimmungsskala. Es ist die Grenze zwischen 'genießen mit ...' und 'genießen auf Kosten ...' zwischen Fröhlichkeit und Lustigkeit, zwischen 'lachen mit ...' und 'lachen über ...'.

Während unsere Gefühlswallungen meist nicht lange dauern, sind unsere bewußt als solche erfaßten Ziele wegen ihrer Langlebigkeit von noch größerem Einfluß auf uns und unsere Umgebung; vorausgesetzt, daß sie nicht nur Aushängeschild oder anreflektiert sind, sondern tatsächlich von uns erstrebt werden. Manche fühlen sich als Altruisten, aber verhalten sich völlig ichbezogen. Oder sie sprechen von Liebe und meinen Begehren. Oder sie schwärmen von geistiger Höherentwicklung und sind in Wirklichkeit ganz in Äußerlichkeiten befangen. Oder sie fühlen sich als Diener Gottes und vernachlässigen darüber das Wohl ihres Nächsten. Alle solcherart Zwiespältigen müßten sich erst mal darüber klar werden, was sie wirklich wollen. Dann erst kann eine Untersuchung, wie weit es sich dabei um etwas tatsächlich Wünschenswertes handelt, für sie von Nutzen sein.

Man kann die menschlichen Ziele einteilen in unwerte (mit in jedem Falle negativer Freudebilanz), bedingt wertvolle (mit bald positiver, bald negativer Freudebilanz) und solche von Eigenwert, deren Freudebilanz in jedem Falle positiv ist. Beginnen wir von unten: Alle unwerten Ziele lassen sich unter dem Begriff der Schädigung zusammenfassen. Amoklauf-artiges Verhalten aus unmotivierter Vernichtungswut gehört unter die bereits besprochenen negativen Gefühlswallungen. Dem gleichen Stimmungsbereich zwischen Furcht und Zorn entstammt die

Sumpfbüthe des Neides, der eine Wohlminderung der Umwelt um ihrer selbst willen erstrebt, auch ohne davon Nutznießer zu sein. Nur selten tritt er unverhüllt zutage, sondern tarnt sich meist als Gerechtigkeitsbedürfnis: "Mit welchem Recht geht es dem anderen gut, während es mir schlecht geht?" Da der Glücklichere im allgemeinen der Stärkere ist, wagt der Neidische ihn meist nicht offen anzugreifen, sondern nur aus einem Versteck heraus, weshalb neben dem Neid die Heimtücke wächst. Zwischen dem Dingen eines Mörders, dem Rufmord durch Verleumdung und der Verkleinerungssucht bestehen hierbei nur gradweise Unterschiede. Ergebnis eines solchen Verhaltens ist nicht nur eine (in diesem Falle ja erstrebte) Umweltschädigung, sondern eine zusätzliche, meist weit schwerwiegendere Selbstschädigung durch die negative Rückwirkung der Umwelt auf den Betreffenden, wie dies in bezug auf das Abreagieren negativer Affekte bereits geschildert wurde, nur noch viel nachhaltiger wegen der längeren Einwirkungszeit. Nährt aber der Betreffende eine solche Einstellung nur im Inneren, ohne sie zu zeigen, so ist ihm eine psychosomatische Erkrankung sicher.

Anschlußbedürftige niederen Stimmungsniveaus haben oft die menschlich verständliche, aber unglückliche Neigung, mit einem Höhergestimmten dadurch in Kontakt zu kommen, daß sie ihn auf ihrer eigenen Ebene zu fassen suchen, nämlich bei seinen schwachen Punkten, indem sie ihn dort, wo sie welche gefunden zu haben glauben, bedauern oder ärgern. Natürlich erreichen sie damit nur, daß der Betreffende ihre Gesellschaft meidet, also das Gegenteil des Erwünschten.

Für den aus Eifersucht geborenen Vernichtungswillen gegenüber dem Nebenbuhler gilt das Gleiche wie für den Neid. Daß er unter der Flagge der Liebe segelt, ändert daran nichts. Auch wer den anderen nur schlecht macht, verliert dadurch meist in den Augen des Zuneigungsgegenstandes weit mehr an Anziehungskraft, als er dem Konkurrenten nimmt.

Rachebedürfnis entsteht, wenn eine Zornwallung keine sofortige Gelegenheit zum Abreagieren findet. Daß es hierbei nicht um eine gezielte Gerechtigkeit, sondern nur um die Entladung geht, wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, wieviele Ersatzziele sich die Menschen ausgedacht haben, um auch bei Nichtgreifbarkeit des

Schuldigen eine Entladung zu ermöglichen: von der Blutrache an einem Verwandten des Betreffenden über die Rache an einem Glaubens- oder Standesgenossen bis zur Rache an einem völlig unbeteiligten Volks- oder Staatsangehörigen. Rachegefühle zu hegen ist vor allem deshalb eine so schreckliche Selbstbestrafung, weil man sich damit chronisch vom Bereich echter Freudefähigkeit ausschließt.

Vergeltung ist vielfach nur eine hoffähigere Bezeichnung für Rache. Im Grunde ist sie ein ebenso ungezieltes Abreagieren und hat mit Gerechtigkeit ebenso wenig zu tun. Das wird besonders deutlich auf dem politischen und militärischen Sektor, wo unter Vergeltungsmaßnahme bzw. Vergeltungsschlag die stellvertretende Schädigung bzw. Vernichtung völlig Unschuldiger verstanden wird, die zufällig unter der Botmäßigkeit der mit dieser Maßnahme gemeinten Regierung stehen.

Wie zwischen Rache und Vergeltung kein großer Unterschied besteht, so auch nicht zwischen Vergeltung und Strafe, werden doch im militärischen Bereich häufig Vergeltungsaktionen, d.h. Racheakte, als Strafexpeditionen bezeichnet, obwohl diese zwischen Schuldigen und Unschuldigen keinen Unterschied machen. In der sogenannten Rechtspflege wird im allgemeinen besser gezielt, doch auch hier ist das Abreaktionsbedürfnis einer erzürnten Gesellschaft die eigentliche Triebfeder. Daher ist für diesen Strafaspekt der Behandlung von Delinquenten die auch hier maßgebliche Freudenbilanz ebenso negativ wie bei jedem anderen Abreagieren niedrig gestimmter Affekte. Die damit verbundene Abschreckungsideologie ist eine Illusion, wie Sozialpsychologen wiederholt statistisch nachgewiesen haben. Dies ist auch verständlich, wenn man bedenkt, daß Straffälligkeit einem zu niederen Stimmungsniveau entspringt, und daß Bestrafung dieses Stimmungsniveaus nur noch mehr senkt, während die Furcht vor Strafe es nicht hebt. Nur Gesichtspunkte wie vorbeugender Schutz der Allgemeinheit gegen Schädigung, Entschädigung der Geschädigten und Besserung des Täters sind hier sinnvoll.

In der Kindererziehung ist der Strafgesichtspunkt nicht weniger abwegig, ist er doch häufig nur ein Vorwand der Eltern oder Erzieher zum Abreagieren schlechter Laune, sei diese nun durch das Kind oder durch andere Ursachen hervorgerufen. Hier geht es ausschließlich um

die Förderung des anvertrauten Wesens. Wie Hubbard sehr richtig ausführte, bedeutet Bestrafen nur ein Hinunterdrücken des Kindes unter das unliebsame Aggressionsniveau in den Bereich zwischen Furcht und Schmerz, wenn nicht gar der Apathie. Um wieder normal zu werden, d.h. in den Bereich gemeinschaftsfähiger Fröhlichkeit zu gelangen, muß es im allgemeinen wieder durch den Aggressionsbereich hindurch. Warum also es nicht besser gleich dorthin emporzuheben suchen durch Einsicht- oder Kraftvermittlung bzw. Freudemachen?

Assoziiert mit dem Begriff der Landesverteidigung tritt der Vernichtungswille im militärischen Bereich auf. In mißverständlicher Anwendung der mathematischen Regel, daß Minus mal Minus Plus gibt, gilt nach der als 'Kampfmoral' bezeichneten Ideologie die Vernichtung von Feinden und Feindesgut als ebenso wertvoll wie die Bewahrung von Freunden und Freundesgut, wobei der Begriff 'Feind' unterschiedslos auf alle Untertanen der fremden Regierung, der Begriff 'Freund' auf alle Untertanen der eigenen Regierung und diese selbst angewandt wird. Besonders kraß kommt hier der Vernichtungsaspekt in der bekannten Regel zum Ausdruck: "Schußfeld geht vor Deckung"; auf deutsch: besser sich selber umbringen lassen als den anderen nicht umzubringen. In Wirklichkeit vermindert natürlich jede Schädigung der anderen Seite die objektive Wertbilanz ebenso wie eine Schädigung der eigenen Seite, so daß auch hier das Wohl der Gesamtmenschheit, der beide Seiten paritätisch angehören, der einzig maßgebliche Gesichtspunkt ist für die Beurteilung jeder politischen oder militärischen Aktion.

Nicht weniger als bei jeder Umweltschädigung ist bei jeder Selbstschädigung die Wertbilanz negativ, einerlei ob Bußübungen oder Abhärtung die Motive sind. Wenn wir die Erkenntnis auch auf uns anwenden, daß jedes Fehlverhalten entweder auf mangelnder Einsicht oder auf Kraftmangel, d.h. auf einem zu niederen Stimmungsniveau beruht, wie kann ich dann von Selbstpeinigung eine Besserung erwarten, wodurch doch mein Stimmungsniveau nur noch mehr gesenkt wird? Oder was soll der von meinem Fehlverhalten Betroffene oder gar Gott davon haben, wenn ich mich selbst quäle? Und was eine schmerzhaft Abhärtung betrifft, so wirkt sie erfahrungsgemäß ähnlich

wie Kaltverformung auf einen Werkstoff: Wohl wird er härter, aber zugleich spröder. Die Arbeitsfähigkeit nimmt ab, d.h. ein solcher gewaltsamer Prozeß zehrt von den Reserven.

Nachdem wir nun Klarheit darüber gewonnen haben, daß alle irgendwie auf Schädigung hinauslaufenden Ziele eine negative Freudebilanz besitzen und damit unwerte Ziele sind, wollen wir nun einige bedingt wertvolle Ziele unter die Lupe nehmen, d.h. solche, deren Freudebilanz mal positiv, mal negativ ist. Sie lassen sich gliedern in die Gruppe des Tuns (Ruhens, Arbeiten, Spielen, Genießen) und die des Habens (Besitz, Ansehen, Einfluß). Ruhens bzw. Faulenzen ist kein Selbstzweck. Nur wo es der Existenz, d.h. der Fähigkeitserhaltung bzw. Auffrischung dient, hat es Lebenswert. Was darüber hinausgeht, steht auf der Minusseite, sobald wir darüber Gelegenheiten versäumen, unseren Lebensertrag zu erhöhen. Ebensowenig ist Arbeiten Selbstzweck. Als Freude am Spiel unserer Kräfte ist sie ein Lebenswert, als Frondienst betrachtet ist ihre Freudebilanz negativ. Verglichen mit dieser Einstellungsfrage ist die Art der Arbeit: ob Hand- oder Kopfarbeit, ob 'gehoben' oder untergeordnet, oder wieviel wir dafür bekommen, von geringer Bedeutung, wenn nur die Existenz gesichert ist. Wichtig für den Lebensertrag ist jedoch die Sache, welcher die Arbeit dient. Dominiert dabei das Schädigungsmoment, wie z.B. bei der Arbeit in einem Rüstungsbetrieb oder bei Mitwirkung an der Produktion oder der Vorführung niederziehender Filme, ist Arbeitslosigkeit vorzuziehen. Alles jedoch, was der Existenz oder Existenzerleichterung dient, oder gar echter Freude und Einsichtsvermittlung, fügt zur Arbeitslust einen zusätzlichen Lebensertrag hinzu.

Als ehrgeizgetriebene Anstrengung hat Spiel einen negativen, als Freude an der Betätigung der eigenen Kräfte einen positiven Lebenswert. Wie weit die Partnerbeziehung diesen Wert erhöht oder vermindert, hängt davon ab, ob das Miteinander oder das Gegeneinander dabei dominiert. Der Lebenswert des Vergnügens ist sein Gehalt an reiner Freude. Genuß hat soweit Lebenswert, als er ohne bitteren Nachgeschmack und ohne schädliche Folgen bleibt.

Besitz ist kein Eigenwert, sondern hat nur insoweit eine positive Freudebilanz, als er unsere und anderer Existenz sichert oder uns und

anderen reine Freuden erschließt. Was darüber hinausgeht, kann sogar lebenshemmend wirken, indem er die Ansprüche der Umwelt an uns und unsere Verantwortlichkeiten erhöht. Schon manche Freundschaft ist dadurch auseinandergegangen, daß ein Teil zu Geld kam und den anderen Teil nicht in dem Maße daran teilnehmen ließ, wie dieser es erwartete. Sachwerte haben zudem die Tendenz, uns zu tyrannisieren, und zwar um so leichter, je mehr sie uns gekostet haben. Mancher, der vorher sich durch Radeln elastisch erhielt oder es sich im Zug bequem zu machen pflegte, fühlt sich, seit er Besitzer eines Autos geworden ist, verpflichtet, nur noch dieses zu benützen. Auch in anderer Hinsicht kann Wohlhabenheit abhängig machen. Wer sich z.B. daran gewöhnt hat, nur noch das Teuerste zu genießen, meint verhungern zu müssen, wenn sein Lebensstandard wieder sinkt.

Ansehen ist nur soweit ein Lebenswert, als ohne den Genuß einer gewissen Achtung unsere Existenz in Frage gestellt wäre, und soweit diese Achtung für echte Zuneigung und damit für gemeinschaftliches Leben die Voraussetzung bildet. Soweit sie Neid erregt, hat sie negatives Vorzeichen. Letzteres gilt für nahezu alle Ehrungen und Auszeichnungen, Preiskrönungen und öffentliche Anerkennungen, also so ziemlich für alles, was den Geltungstrieb befriedigt. Bekannt- und Berühmtwerden ('publicity') ist ebenfalls kein Eigenwert, sondern bestenfalls eine unvermeidliche Folge weitreichenden Lebensertrags, hat aber durch die damit verbundene Störung des Privatlebens ('privacy') mehr Nachteile als Vorteile. Es sollte daher nie um seiner selbst willen gesucht werden, sondern nur soweit, als die Erfüllung der vorliegenden Aufgaben es erfordert. Mit Einfluß verhält es sich ähnlich wie mit Besitz. Alles was über die Gelegenheit zur Freudebereitung hinausgeht, ist eine Belastung, weil auch hier die Ansprüche der Umwelt und die Verantwortlichkeiten entsprechend wachsen.

Ein meist negatives Zusatzglied in der Freudebilanz von Besitz, Ansehen und Einfluß bilden die Mittel, mit denen diese drei im allgemeinen erworben werden. Überall, wo wir uns um mehr bemühen, als unsere Existenz und unsere Verantwortlichkeiten erfordern, geht es auf Kosten von Mitmenschen, indem wir ihnen etwas nehmen, was sie selber nötiger brauchten als wir, oder auf Kosten unseres Wohlbefin-

dens, indem wir darüber das zur Erhaltung unserer Kräfte erforderliche Ruhen vernachlässigen, oder unserer menschlichen Umgebung, oder anderer Beschäftigungen, welche unserer Selbstentfaltung zustatten kämen."

Zu den häufigsten Klagen, daß jemand etwas zu viel sei oder des Ungenügens mit dem Vorhandenen, habe ich in dem Aufsatz "Zuviel oder Zuwenig" EWB 70/2 Stellung genommen:

"Ein Zuviel oder Zuwenig im Tun gibt es nur, soweit wir eigene Wege gehen, und der Eindruck eines Zuviel oder Zuwenig entsteht in uns nur, wenn wir anders wollen, als wir geführt werden. 'Eigener Weg' hat zwei verschiedene Bedeutungen, je nachdem wir die Forderungen einer auf unsere Einordnung bedachten Umwelt zum Maßstab nehmen gegenüber unserem selbständigen Verhalten, oder die Aufgaben, die jeder Augenblick uns stellt, gegenüber dem, was wir uns vorgenommen haben. Die Aufgaben jeden Augenblicks merken wir nur im persönlich wachen Zustand, und wenn wir nichts weiter wünschen, als ihnen gerecht zu werden, empfinden wir nichts von dem, was der Augenblick uns bringt, als zuviel oder zuwenig.

Diese Beurteilung ist nicht nur eine akademische Meinungsfrage, sondern von tiefgreifendem Einfluß auf unser Lebensgefühl, d.h. auf unser vorherrschendes Stimmungsniveau, also auf den Ordnungszustand unserer Psyche und damit psychosomatisch auch auf unser Aussehen und auf unseren Gesundheitszustand bzw. unsere Lebenskraft.

Was wir als ein Zuwenig beurteilen, richtet sich nach unseren Ansprüchen. Ansprüche stellen ist die passive Seite naiver Ichbezogenheit. Nur was über diese willkürlich gesetzte Barriere hinausreicht, freut uns. Alles andere, mag es an sich noch so positiv sein, verdrießt uns nach Maßgabe seines Darunterbleibens. Blicke nun diese Hürde unseres Glücks wenigstens konstant in ihrer Höhe, so könnten unter günstigen Umständen hinreichend viele lebenspendende Einflüsse sie nehmen. Das Unglück ist jedoch, daß unsere Ichbezogenheit ihre Ansprüche in dem Maße erhöht, in dem die Umwelt sie befriedigt, ähnlich dem Sportler, der nach jedem gelungenen Sprung die Latte um eine Marke höher rückt, bis er nicht mehr darüber hinweg kommt. Oder die Erwartung ist von vornherein unerfüllbar hoch. So ist immer

Enttäuschung die Frucht der ichbezogenen Ansprüche, beim einen früher, beim anderen später.

Als Geltungstrieb beziehen sie sich auf das Ansehen, das wir von der Umwelt erwarten. Die uns entgegengebrachte Achtung läßt uns dann anmaßend werden, worauf wir sie wieder verlieren. Auch der Ausschließlichkeitsgrad der Bewunderung oder Zuneigung eines anderen kann zum Gegenstand eines Zuwenig-Eindrucks werden: Zunächst ist man damit zufrieden, von einem bestimmten Menschen überhaupt beachtet zu werden, dann verlangt man danach, sein Favorit zu sein, und schließlich beansprucht man ihn für sich ganz allein. Dies alarmiert seinen Freiheitstrieb, und man verliert ihn ganz.

Besonders deutlich ist das Steigen der Ansprüche und damit die Abnahme der Zufriedenheit bei wachsendem Besitz auf dem Boden der Ichbezogenheit. Auch wenn wir ihn im Zuge dieser Eskalation nicht verlieren, werden wir seiner doch nicht froh, weil unsere Genußfähigkeit im gleichen Verhältnis sinkt, in welchem er wächst. Das Gleiche gilt von unserem Bedürfnis nach Einfluß und Macht: Ein Herrscher, der ein Reich erbt, freut sich darüber nicht mehr, als ein Arbeiter, der zum Vorarbeiter ernannt wird. Das eine wie das andere verliert seinen Reiz für den Betreffenden, wenn er sein Avancement als ihm rechtmäßig zukommend betrachtet und es damit als etwas Selbstverständliches beansprucht (von einem mit schlechtem Gewissen verbundenen Aufstieg gar nicht zu reden). Es ist tragikomisch: Gerade unsere Ichsucht, der nichts gut genug und alles Gute zuwenig ist, bringt uns immer wieder um all das Gute, das uns dauernd umgibt, weil sie es uns vergällt. Nur die Einsicht in diese Tatsache kann hier Wandel schaffen, indem sie unser unwillkürliches Empfinden allmählich normalisiert.

Gleichermaßen selbstschädigend ist ein anderer Ausfluß unserer Ichbezogenheit: Die Tendenz, alles als zuviel zu betrachten, was uns an Leistung abgefordert wird und uns an Beanspruchungen auferlegt ist. Hier ist die gleiche Selbstaufschaukelungstendenz zu beobachten wie bei unseren Ansprüchen: Je weniger uns abgefordert wird, desto leistungsunlustiger und empfindlicher werden wir, wenn wir erst einmal angefangen haben, uns überbeansprucht zu fühlen, und wenn unsere Klagen Erfolg haben. Wir verschließen uns damit dem Spiel unserer

Kräfte als Freudenquelle und reduzieren zugleich unseren Lebensertrag auf ein Minimum.

Fragt man sich, wie es möglich ist, daß so oft aus strahlenden jungen Menschen seelisch verkrüppelte Erwachsene werden, so wird aus dem bisher Gesagten deutlich, daß die 1. Phase dieses tragischen Prozesses die Enttäuschung über ein vermeintliches Zuwenig ist, und die 2. Phase in der Zermürbung durch ein vermeintliches Zuviel besteht: beides als Folge einer naiven Ichbezogenheit, die vor allem auf einem Mangel an Einsicht beruht, daß man das Gegenteil des Erwünschten damit erreicht.

Besonders schädlich, ja auf die Dauer mit Sicherheit krankmachend ist es, etwas, was man glaubt, nicht lassen zu können, als ein Zuviel zu beurteilen, oder in einer Tätigkeit, die man als ein Zuviel beurteilt, fortzufahren. Die Aufrechterhaltung eines solchen inneren Zwiespalts ist reiner Selbstmord. So oder so müssen wir ihn daher beseitigen: Wenn wir von der inneren Einstellung nicht lassen können, daß eine bestimmte Arbeit uns nicht freut oder daß sie für uns zuviel oder gar unerträglich sei, müssen wir damit aufhören, ohne Rücksicht auf die Folgen. Haben wir dagegen eine Arbeit als unsere unausweichliche Aufgabe erkannt, dann müssen wir die Vorstellung von einem Zuviel oder von Unerträglichkeit verbannen und uns dazu durchringen, sie gern zu tun, wäre es auch nur, um uns daran zu schulen.

Es gibt verschiedene Dinge, die der eine als zuviel, der andere als zuwenig beurteilt, beides aus ichbezogener Befangenheit und einem in Wahrheit ganz unbegründeten tief eingewurzelten Mißtrauen gegen das Schicksal, das ihn in diese Lage gestellt hat. Dem einen werden seine gesellschaftlichen Verpflichtungen zu viel, der andere klagt über Einsamkeit. Ersterer sollte sich zunächst prüfen, ob es sich bei seiner starken Inanspruchnahme wirklich um Verpflichtungen handelt, oder ob er nur aus Prestige Gründen oder in der Hoffnung auf damit verbundene Vorteile aus dem Karussell des Einladens und Sich-einladen-lassens nicht herausfindet. Letzterer sollte sich fragen, ob ihn nicht sein Geltungstrieb nur nach der Gesellschaft bestimmter Menschen ausschauen läßt, die er als seiner würdig empfindet, während er darüber diejenigen übersieht, die vielleicht gern mit ihm zusammen wären, aus

denen er sich aber nichts macht, weil er sie für unter sich stehend hält.

Ähnliches gilt auf dem Gebiet der Tätigkeit. Wer sich vor Arbeit nicht retten kann, sollte sich prüfen, ob er sich nicht aus falschem Ehrgeiz oder zur Aufrechterhaltung eines nur vermeintlich benötigten Lebensstandards übernimmt. Wer sich darüber beklagt, nicht ausgelastet zu sein, sollte sich fragen, ob er nicht hinsichtlich der Art der Arbeit zu wählerisch ist. Was die Verantwortung betrifft, von der der eine zu viel, der andere zu wenig übertragen bekommen zu haben meint, geht es ebenfalls darum, den Gefühlsdunst zu durchdringen. Ersterer hat sich vielleicht selber zu dem gedrängt, worüber er nun klagt, aber sein Geltungstrieb verbietet ihm, aus seiner Überforderung die Konsequenzen zu ziehen. Letzterer ist vielleicht für die erstrebte höhere Stellung noch gar nicht qualifiziert und versäumt es, durch bestmögliche Ausfüllung seines gegenwärtigen Verantwortungskreises die unerlässlichen Voraussetzungen für die nächste Stufe zu schaffen.

Selbst wo das Urteil eines Zuviel oder eines Zuwenig allem Anschein nach zu recht besteht, und alle im Augenblick ergreifbaren Gegenmaßnahmen erschöpft sind, etwa beim Aushaltenmüssen eines körperlichen Schmerzes oder Mangel an Bewegungsfreiheit, machen wir durch Selbstbemitleidung die Sache nur noch schlimmer. Stattdessen sollten wir in unserer Erinnerung nachforschen, ob nicht schon einmal eine ähnliche, anscheinend ausweglose Situation eine überraschende Lösung gefunden und uns obendrein etwas Wertvolles gelehrt hat, das wir auf keine andere Art hätten lernen können.

Die meisten Mißhelligkeiten, Anklagen und Kämpfe im Zusammenleben der Menschen haben ein Zuviel oder Zuwenig zum Gegenstand. Diese beiden Ansprüche sind nicht gleichwertig. Was ein Partner im Umgang als zuviel empfindet, sollte der andere sofort abstellen, während ein Verlangen nach mehr nur dann erfüllbar ist, wenn beide es wünschen. Dies beinhaltet Krassowsky's sich immer wieder bewährende "Verkehrsampelregel" für alle Grade gemeinschaftlichen Lebens. Überall, wo eine Mindestleistung gefordert wird, handelt es sich nicht um gemeinschaftliches Leben, sondern um ein Geschäft. Leider herrscht nicht nur im Wirtschaftsleben, sondern auch in der privaten Sphäre noch weitgehend

das Prinzip der Gegenrechnung, wenn nicht gar das sogenannte Recht des Stärkeren. Wer Forderungen erhebt und diese durchsetzt, verliert dadurch meist auf menschlicher Ebene ein viel größeres Freudeäquivalent, als er auf dinglicher Ebene dabei gewinnt.

Oft gibt nicht die eigene Not, sondern die Not anderer uns Grund zur Klage über ein Zuviel oder Zuwenig. Die Beschäftigung damit ist aber nur soweit fruchtbar, als sie zur Tat werden kann. Ohne eine Möglichkeit, helfend einzugreifen, nimmt ein solches Wühlen im Unzugänglichen uns nur Kraft und Zeit weg für das Zugängliche.

Auch in unserem Tun können die Elemente eines Zuviel oder Zuwenig stecken, ohne daß wir uns dessen bewußt werden. Auch hier schützt uns Unkenntnis der Zusammenhänge nicht vor den schlimmen Folgen eines Fehlverhaltens. Geben wir uns beispielsweise einer Gefühlswallung hin, die unterhalb des Heiterkeitsniveaus liegt, so ist dies immer ein Zuviel, ob wir sie nun nach außen abreagieren oder nicht. Oder wir geraten beim Arbeiten oder Training in einen Übereifer und merken gar nicht bzw. erst hinterher an den Muskelschmerzen, daß wir uns körperlich verkrampft oder über Gebühr erschöpft haben. Oder wir mischen uns in Dinge, die uns nichts angehen. Oder wir dehnen ein geselliges Beisammensein länger aus, als es ertragreich ist. Oder wir nehmen mehr zu uns, als uns gut tut. Oder wir überfordern unsere Umgebung.

Ein Zuwenig liegt vor allem dann vor, wenn wir aus Mangel an persönlicher Wachheit eine Gelegenheit verpassen, etwas dazuzulernen oder unseren Lebensertrag zu erhöhen; oder wenn wir aus Ichbezogenheit mit unserer Einsicht und unseren Kräften, unserer Zeit und unserem Besitz zu sehr zurückhalten, statt sie so zu verwenden, wie es am lebensdienlichsten ist.

Doch genug der Beispiele. Wie schon eingangs gesagt, kann nur ein wachsam Aufmerken auf die Winke der Höheren Führung, die dauernd durch Eindrücke, Einfälle oder Impulse zu uns spricht, uns vor dem Verhängnis eines Zuviel oder Zuwenig bewahren, und ein vertrauensvolles Genügefunden bei dem, was uns auf solche Weise zukommt, vermitteln."

Ein starkes Anliegen war mir, die Bedingungen für ein harmonisches

Zusammenleben in größerer Gruppe zu finden. Über die in meinem engeren Kreis hierzu gemachten Erfahrungen brachte ich eine erste Zusammenfassung in EWB 76/3:

"Grundlagen menschlicher Gemeinschaft in einer Gruppe sind

- 1.) weitgehende weltanschauliche Übereinstimmung;
- 2.) ein gemeinsames Ziel;
- 3.) konkrete gemeinsame Interessen (d.h. gemeinsame Liebhabereien oder gemeinsame umweltdienliche Aktionen) und hinreichende Befähigung zur gemeinsamen Ausübung bei gegenseitiger Ergänzung;
- 4.) gehobenes durchschnittliches Stimmungsniveau aller Beteiligten;
- 5.) freie Valenzen (kraft- und zeit-mäßig) für die Gemeinsamkeit;
- 6.) keine Mittel-zum-Zweck-Einstellung eines der Teilnehmer (etwa die Gruppe für Geschäftsinteressen auszunützen oder als Forum für Propaganda);
- 7.) einerseits Behutsamkeit im gegenseitigen Umgang (Beachtung der 'Verkehrssampelregel' im Tun und Reden, wozu auch Diskretion im Fragen und Weitersagen gehört), andererseits keine persönliche Empfindlichkeit, d.h. nichts übelnehmen, nichts nachtragen. Die Bestimmung des Annäherungsgrades und der Verkehrsfrequenz sollte jeweils der Interessierte dem weniger Interessierten überlassen, sonst kommt weniger statt mehr dabei heraus.
- 8.) Verlässlichkeit in Zusage (was man sagt, soll man tun, aber man braucht nicht alles zu sagen, was man tun will) und Aussage (was man sagt, soll stimmen, aber man braucht nicht alles zu sagen, was stimmt); auch Pünktlichkeit gehört mit zur Verlässlichkeit.
- 9.) Gegenseitiges Eingehen auf die Probleme und Interessen des anderen;
- 10.) Nichtausschließlichkeit: Keinerlei Art von Gegeneinander, selbstverständliche gegenseitige Anerkennung, keine Ansprüche an den anderen, Werdenlassen statt Machenwollen, keine Eifersucht, keine Sperre gegen neu zur Gruppe Stoßende!
- 11.) Keine unaufgeforderte Kritik am anderen, soweit man durch etwas nicht selbst betroffen ist; das aber dann sofort zur Sprache bringen, damit das als mißlich Empfundene sich nicht durch Wiederholung staut, so daß beim schließlichen Doch-zur-Sprache-Kommen die eingetretene Stimmungserregung ein Freundlichbleiben unmöglich macht;
- 12.) sich nie über ein Gruppenmitglied lustig machen oder es im Gespräch mit anderen abwerten!

Hiervon müssen (als natürliche Auswahlbedingungen) Punkt (1) mit (6) vorgegeben sein. Erlernbar sind dann Punkt (7) mit (12). Dazu gehört I.) die Vermittlung der Einsicht, daß Nichtbeachtung einer dieser Punkte durch einen Teilnehmer die Gruppe sprengt oder zur

Selbstausschließung führt, II.) eine gegenseitige Zuneigung, welche um so rascher wächst und um so stabiler wird, je besser diese Punkte beachtet werden. So kann man sie als die natürlichen Satzungen für eine echte und doch offene Gemeinsamkeit, als die erfahrungsgemäßen Voraussetzungen für ihr Gedeihen und ihre Lebensdienlichkeit bezeichnen."

Ein zweites Resümee folgte in EWB 79/4:

"Die Voraussetzungen für einen unbefangenen Umgang miteinander innerhalb einer gemischten Gruppe sind:

- 1.) daß innerhalb der Gruppe keiner beim anderen einen biologischen Kontakt sucht, und daß dies einer vom anderen weiß;
- 2.) daß keiner vom anderen einen Vorteil zu erlangen versucht, und daß einer vom anderen dies weiß;
- 3.) daß keiner versucht, sein Prestige auf Kosten eines anderen zu erhöhen oder sich über ihn lustig zu machen, und daß dies auch keiner vom anderen zu befürchten hat;
- 4.) darf innerhalb einer Gruppe keiner einem anderen unsympathisch sein, wenn auch das Interesse füreinander nicht gleichmäßig verteilt zu sein braucht;
- 5.) muß jeder die Verkehrssampelregel beachten und muß sich darauf verlassen können, daß dies auch alle anderen Gruppenmitglieder tun;
- 6.) darf keiner durch offenkundige schlechte Stimmung oder durch negative Äußerungen die Stimmung der anderen beeinträchtigen;
- 7.) muß jeder fähig sein und willens sein, sich am gemeinsamen Tun der Gruppe zu beteiligen;
- 8.) sollten die Gruppenmitglieder sich aufeinander verlassen können, in ihren Aussagen und in ihren Zusagen;
- 9.) sollten alle Probleme, die innerhalb einer Gruppe auftreten, als gemeinsame Probleme behandelt, besprochen und gelöst werden;
- 10.) braucht eine Gruppe eine gemeinsame weltanschauliche Basis, gemeinsame Aktivitäten, an denen alle Beteiligten Freude haben, und ein darüber hinausgehendes gemeinsames Ziel.

Die sonst in einer gemischten Gruppe übliche Art des Verkehrs ist eine Mischung von Werben, Kokettieren, Rivalisieren und Auf-der-Hut-sein-Müssen: also eine Mischung von Lust und Unlust, die zwar nicht ohne Lebensreize ist, aber eine Atmosphäre gegenseitiger Vertrautheit ausschließt."

Als Zusammenfassung einiger wichtiger Punkte bringe ich meinen am 27.1.72 in Schloß Elmau, der einstigen Wirkungsstätte Johannes Müllers,

gehaltenen Vortrag "Der innere Weg zur Lösung äußerer Probleme" in der von Rainer Schmidt nach einer Bandaufnahme ins Reine geschriebenen Form samt seinen Zwischenüberschriften, wie er in EWB 84/1-2 erschienen ist:

1. Lebenskunde als Erfahrungswissenschaft

Die Erfahrungswissenschaftliche Methode besteht darin, unbefangen zu beobachten, die Beobachtungsergebnisse einer inneren Auswertung zu unterziehen, die Auswertungsergebnisse wiederum an der Beobachtung zu prüfen usw., in nicht endender Kette. Das ist es, was die Naturwissenschaften groß gemacht hat und uns auf lebenskundlichem Gebiet helfen kann, Einzel- und Gesamtprobleme zu lösen. Diese Methode ist so charakteristisch für das Verfahren von Johannes Müller, daß er in gewissem Sinne als der Begründer der erfahrungswissenschaftlichen Lebenskunde bezeichnet werden kann.

2. Zum Problem

Zum Problem wird uns offenbar nur das, was nicht von selbst geht, wo eine Störung eintritt, kurz eine Diskrepanz zwischen Wunsch und Geschehen. Eine solche Diskrepanz hat immer zwei Faktoren, einen inneren und einen äußeren. Der äußere Faktor ist etwas, was meist unserem Zugriff entzogen ist. Ändern können wir aber immer den eigenen inneren Faktor.

3. Gemeinschaft und Feindschaft

Es gilt ganz allgemein für jedes Erleben, daß es sich um das Produkt von einem inneren und einem äußeren Faktor handelt. Nehmen wir z.B. Gemeinschaft. Gemeinschaft setzt natürlich eine Gemeinschaftsfähigkeit des Partners voraus, aber es kommt keine Gemeinschaft zustande, wenn wir nicht selbst gemeinschaftsfähig sind.

Was Feindschaft betrifft, so berufen sich viele auf das bekannte Dichterwort vom 'Besten' und vom 'bösen Nachbarn'. Aber dieses Wort wird leider meist von beiden Seiten in Anspruch genommen. Jeder identifiziert sich dabei naiverweise mit dem Besten und schreibt dem Anderen die Rolle des bösen Nachbarn zu. In Wirklichkeit ist es aber nicht so, daß völlig unabhängig von unserem Wesen Feindschaft entstehen könnte. Wenn man den psychologischen Hintergründen der Aggression nachgeht, so findet man eigentlich, daß nur unter ganz

bestimmten Umständen eine Aggression zur Entladung kommt.

Entweder es wird Aggression erwidert, dann ist es ein gegenseitiges Aufschaukeln; oder das Opfer zeigt Furcht, dann wird der Beutekomplex im anderen geweckt; oder der Gegner wird ignoriert, dann geht das gegen die Selbstachtung, und der andere wird versuchen, sich durch noch größere Aggression bemerkbar zu machen. Wenn sich aber der Partner gemeinschaftsfähig verhält, wenn er weder aggressiv reagiert, noch Furcht hat, noch den anderen ignoriert, sondern ihm als Mitmenschen kameradschaftlich begegnet, so kann sich die Aggression nicht halten.

4. Genuß und Verdruß

So wie es mit Gemeinschaft und Feindschaft ist, so ist es auch mit Genuß und Verdruß. Genuß ist nicht allein durch das bestimmt, was uns von außen geboten wird. Man kann auch hier sagen, daß Genuß das Produkt aus Angebot und Genußfähigkeit ist. Ist einer der beiden Faktoren Null, so ist auch der Genuß Null. Die Genußfähigkeit ist also als innerer Faktor ebenso wichtig wie das, was uns geboten wird.

Mit Verdruß oder Ärger ist es genauso. Dr. Wiedemann sagte, daß für den Ärger immer drei Faktoren nötig sind, damit er zustande kommt. Einmal muß eine äußere Störung vorliegen, zweitens muß ein gestörtes Streben da sein, und drittens muß eine Anfälligkeit für Störung und Verdruß bei uns vorliegen. Wenn eines von den dreien fehlt, kommt kein Ärgern zustande. Er nennt dazu folgendes Beispiel: Jemand konnte nicht schlafen und verzehrte sich vor Ärger über ein auftretendes Geräusch in der Umgebung. Nachdem er sich aber entschlossen hatte, den Wunsch, unbedingt schlafen zu wollen, aufzugeben und stattdessen etwas Sinnvolles zu tun, störte ihn das Geräusch auf einmal nicht mehr. Das gestörte Streben war entfallen und die äußere Ursache brauchte sich daher nicht zu ändern.

Wie können wir den inneren Faktor günstig beeinflussen?

1. Korrektur der Willensrichtung

Nun stellt sich die Frage, wie wir den inneren Faktor günstig beeinflussen können. Das eine ist, daß wir untersuchen müssen, ob der Wunsch, der mit dem Geschehen in Widerstreit steht, überhaupt gerechtfertigt ist. Vielfach macht man sich gar nicht die Mühe, die

Berechtigung eines Wunsches genau zu untersuchen; man hat ihn, also wird er verfolgt. Oft ist es eine falsche Willensrichtung, die uns Probleme macht. Es gibt nun verschiedene Möglichkeiten der Korrektur einer Willensrichtung.

1.1. Aufgabenbezogen, nicht ichbezogen handeln

Eine besonders häufige Art falscher Willensrichtung ist die Ichbezogenheit. Überall, wo wir ichbezogen vorgehen, kommen wir immer wieder in Konflikt mit Umweltgegebenheiten. Wo wir uns aufgabenbezogen verhalten, gewinnen all diese Schwierigkeiten ein anderes Vorzeichen.

Johannes Müller hat sehr klar gezeigt, daß nur, wenn man nicht auf das eigene Glück zielt, sondern sich aufgabenbezogen verhält, überhaupt erst die Genußfähigkeit zustande kommt, und daß außerdem dabei eine gewisse Immunität gegen Schwierigkeiten und äußere Störfaktoren auftritt. Man unterscheidet dann nicht mehr wie üblich zwischen Glück und Unglück, sondern zwischen Gabe und Aufgabe. Was nicht Gabe ist, wird uns zur Aufgabe, und damit ist von vornherein eine viel glücklichere Stellung zum Ganzen erreicht.

Beispiel: Ich erinnere mich, wenn ich auf Urlaub fahren wollte und recht viel Aufwand getrieben werden mußte, daß ich dann nicht so genußfähig war, weil ich mir sagte: steht es denn auch zum Aufwand? Dagegen, wenn ich auf Dienstreise irgendwohin war, wo ich nur aufgabenbezogen war, empfand ich alles, was mir an Angenehem geboten wurde, als zusätzliche Gabe.

1.2. Einfühlen in den Anderen

Nun gibt es natürlich noch andere Arten, wie die Willensrichtung korrigiert werden kann. Häufig ist es so, daß, wenn wir etwa eine bestimmte Beziehung zu einem anderen Menschen wünschen, oder für den anderen vielleicht sein Bestes wollen, und der sträubt sich dagegen, daß dann das Einfühlen in den anderen zu einer Berichtigung der Willensrichtung führt. Wenn wir uns also in den anderen einfühlen und uns denken, wie würde ich denn empfinden, wenn mir jemand so käme, dann entfällt oft von selbst der Wunsch, eine unpsychologische Willensrichtung durchsetzen zu wollen. Die Vergegenwärtigung, daß der andere von ganz anderer Gemütsart ist, kann zu dem gleichen Ergebnis führen, indem wir uns vergegenwärtigen, daß das, was uns angemessen

ist, dem anderen noch lange nicht angemessen zu sein braucht. Wenn wir das wirklich verstanden haben, ist damit auch unsere Wunschrichtung modifiziert.

1.3. Einen Wunsch ganz zu Ende denken

Eine weitere Art, wie man zu einer Modifikation seiner Wunschrichtung kommen kann, ist, daß man sich einen Wunsch ganz zu Ende überlegt, mit allen Konsequenzen. Oft bedenken wir die Folgen eines Wunsches nicht genau. Wenn wir das aber tun, dann finden wir aber oft: das Eine wäre ja schön, aber indem das Andere damit verbunden ist, verzichten wir lieber ganz und bleiben beim alten. Oder wir werden uns darüber klar, daß eine bestimmte Wunscherfüllung u.U. mit schweren Folgen für andere verbunden sein kann und somit unser Gewissen belasten würde. Auch in diesem Falle würde das Zu-Ende-Denken zu einer Modifizierung unseres Wunsches führen.

1.4. Hebung des Stimmungsniveaus

Endlich ändert sich unsere Wunschrichtung auch, wenn unser Stimmungsniveau steigt. Wenn wir uns in einer niederen Stimmung befinden, dann haben unsere Wünsche oft einen so sonderbaren Inhalt, z.B. auf Schädigung des anderen gerichtet, der sofort verschwindet, wenn unsere Stimmungslage entsprechend höher wird. Dann erkennen wir, wie jede Schädigungstendenz von Übel ist. Dann merken wir erst, daß wir mit allen anderen zu einer Einheit verflochten sind und es bei einer tiefen Stimmungslage, wie lokal-anästhesiert, nicht merken, daß wir uns ins eigene Fleisch schneiden, wenn wir dem anderen schaden. Wer sich auf einem höheren Stimmungsniveau befindet, dem ist vieles von vornherein klar, was derjenige, der sich auf einem tieferen Stimmungsniveau befindet, erst auf dem Umweg über die Störung merkt, die als Folge seines Handelns auftritt.

So gibt es also verschiedene Arten, wie von der Modifizierung der Wunschrichtung her ein Problem gelöst werden kann.

2. Korrektur der Methode

2.1. Direktes Anstreben des Glückes ist nicht möglich

Es kann aber sein, daß die Wunschrichtung durchaus in Ordnung ist, wir sie aber mit ganz falschen Mitteln zu verwirklichen suchen. Einer der ältesten Ratschläge in dieser Hinsicht stammt aus dem Neuen

Testament, wo es heißt: "Suchet zuerst das Reich Gottes, und alles andere wird euch dazu gegeben werden!" Psychologisch gesagt: "Suchet zuerst die innere Harmonie, und die äußeren Dinge folgen nach!"

Nicht immer kommen wir also durch direktes Anstreben zum Ziel. Wir alle kennen das Beispiel von der Fliege am Fenster, die unbedingt durch die Fensterscheibe hindurch möchte, während nebenan ein Fenster offen steht, und die sich gewaltig sträubt, wenn man versucht, sie zum offenen Fenster zu drängen. Hier würde also eine Änderung der Methode, ein nicht direktes Anstreben des Wunsches, zum Ziel führen.

So ist es mit verschiedenen Dingen, z.B. auch mit der erwähnten Glückssuche. Glücklichsein ist an sich durchaus ein lohnendes Ziel, aber wir erreichen es nicht durch direktes Anstreben und auch nicht dadurch, daß wir es suchen. Ja überhaupt nicht, indem wir das Gefühl des Glücklichseins so sehr in den Vordergrund unserer Aufmerksamkeit stellen, sondern gerade indem wir von unseren Gefühlen absehen und aufgabenbezogen leben, dann kommen Glück und Freude uns als Dreingabe zu, und nur so ist es echt.

2.2. Nur empfangen und nicht geben, geht nicht

Oder jemand möchte von einem anderen oder der Umwelt nur empfangen und meint, er würde am ehesten zu etwas kommen, wenn er der Umwelt möglichst wenig dafür gibt. Das ist überall, wo es sich um wesentliche Dinge handelt, ein falscher Weg. Man kann nicht eine gute Freundschaft gewinnen, wenn man nicht auch in dieser Freundschaft gibt. Man kann nicht das Interesse der anderen gewinnen und behalten, wenn einem die anderen völlig gleichgültig sind, und man ihnen nicht auch Interesse entgegenbringt.

2.3. Behaltenwollen führt zum Verlust

Es ist auch so mit dem Behaltenwollen. Wenn jemand durchaus einen Freund nicht lassen kann und ihn in seiner Freiheit zu beschränken sucht, dann ist dies das beste Mittel, um ihn endgültig zu verlieren. Das alarmiert dann den Freiheitstrieb in dem Betroffenen mit dem Ergebnis, daß die Regungen der Zuneigung umgepolt werden und wir gerade das Gegenteil erreichen. Besonders deutlich ist dies ja bei der Eifersucht, wo der Eifersüchtige die geliebte Person an sich fesseln möchte, während er damit alle Liebenswürdigkeit verliert und gerade

abstoßend auf den wirkt, den er festhalten möchte.

3. Steigerung der Freudefähigkeit

Nun ist es wichtig, daß wir uns bei all dem vergegenwärtigen, worauf es denn bei unserem Streben eigentlich ankommt. Jeder möchte doch im Grunde Freude haben. Freude gewinnen und Leid vermeiden ist für jeden die Triebfeder seines Tuns, und es ist somit falsch, die Bilanz in DM aufzustellen. Die Bilanz muß auf Freude lauten, und Freude ist nicht immer DM-proportional. Der Psychologe Hubbard führt dazu ein nettes Beispiel an:

Gibt man einem Kind einen Apfel, so freut es sich diebisch darüber. Gibt man ihm einen zweiten, dann nimmt es den noch gnädig entgegen. Gibt man ihm aber noch einen dritten, so läßt es darüber den ersten fallen und fängt an zu weinen. - Hier ist also keine Proportionalität der Freude mit dem Wertzuwachs vorhanden.

3.1. Senkung des Selbstverständlichkeitsniveaus

Wie oft strengen wir uns beim Sport oder einem Vergnügen mächtig an und es macht uns große Freude. Wenn aber das Gleiche bei einer Arbeit geschieht, dann wird es zumeist als Anstrengung empfunden, und das Geld, das wir dafür bekommen, als eine Art Schmerzensgeld. Diese Einstellung ist dazu geeignet, unser Freudeniveau zu senken. Es ist äußerst wichtig, daß wir die Bedingungen zur Freudefähigkeit in uns erhalten und stärken. Das bedeutet insbesondere, daß wir nichts Gutes und Erfreuliches als selbstverständlich ansehen. Was wir für uns beanspruchen, also dort, wo unsere Selbstverständlichkeitsbeurteilung liegt, dort liegt der Nullpunkt unseres Freudeniveaus. So kann es vorkommen, daß unter den gleichen äußeren Umständen, wo der Eine freudige Fülle erlebt, der Andere ständig unzufrieden ist und nur Verdruß empfindet, nämlich dann, wenn sein Erwartungspegel immer etwas über dem liegt, was die Umwelt gerade zu bieten hat.

Manche meinen, daß sie es sich nicht leisten können, sich über Kleinigkeiten zu freuen und dankbar für Vorhandenes zu sein. Die Umwelt würde das dann merken und ihnen vielleicht weniger zukommen lassen. Nun müssen wir unterscheiden zwischen dem, was wir in psychologischer Anpassung an die Situation der Umwelt tun, und dem, wie wir uns innerlich einstellen. Inwieweit es angebracht ist, etwa

einem Chef zu sagen: "Die Arbeit freut mich so, daß ich sie auch ohne Lohn oder mit der Hälfte, mit Vergnügen machen würde", das ist eine taktische Frage. Aber sich selber so einzustellen, daß man das, was man als Gehalt für seine Arbeit bekommt, als reines Geschenk ansieht, weil einem die Arbeit als solche schon Freude macht, das ist sehr nützlich.

3.2. Bejahung des Guten

Johannes Müller hat immer wieder klar herausgearbeitet, daß das Prinzip der Bejahung zur Hebung unseres Freudeniveaus führen kann. Wir müssen uns gewissermaßen als Gleichrichter fühlen, indem wir alles Positive möglichst reibungslos einlassen und für alles Negative unerbittlich gesperrt bleiben. Das hat verschiedene praktische Folgen, je nachdem, ob es sich um Sachen oder um Menschen handelt.

Was Sachen, Geschehnisse oder Veranstaltungen betrifft, so würde dieses Prinzip bedeuten, daß man sich keiner unerfreulichen Veranstaltung oder keiner unerfreulichen Lektüre aussetzt, wenn man nicht an der unerfreulichen Sache etwas bessern kann. Wo also von Morden berichtet wird, oder sie im Fernsehen gezeigt werden, und wir den Leuten nicht helfen können, nützt es gar nichts, wenn wir unsere Zeit und unsere Aufmerksamkeit darauf verwenden. Wir senken damit nur unser Stimmungsniveau, vergeuden Kraft und haben dann um so weniger Energie, um dort zu helfen und uns einzusetzen, wo wir Zugriff haben. Es ist also grundsätzlich falsch, sich ohne Not negativen Dingen auszusetzen.

Und das Andere ist das, was auch schon im Neuen Testament zum Ausdruck gebracht worden ist: "Wie oft soll ich meinem Bruder vergeben? - Sieben mal siebenzig Mal!" Dies ist auch eine Art Gleichrichterverhalten, was hier zum Ausdruck gebracht wird. Wir müssen uns so verhalten, daß wir stets gegenüber jeder positiven Regung des Anderen geöffnet bleiben, sooft auch negative Regungen von ihm auf uns zukommen. Aber ebensowenig dürfen wir, weil häufig positive Regungen von jemandem zu uns kamen, nun gegenüber dem Negativen ebenso geöffnet bleiben. Hier heißt es aufpassen und gegebenenfalls einen Riegel verschieben, zu unserem und zu des anderen Besten.

3.3. Nicht unnötig mitleiden

Häufig wird es als ein Zeichen besonderer ethischer Reife gewertet, wenn man sehr mitleidet. Aber mit dem Mitleiden bessern wir ja nichts. Wir helfen dem anderen nicht. Wir schwächen nur unsere eigene Kraft und damit unsere Fähigkeit, dort zu helfen, wo uns eine Hilfe möglich ist. Gerade wenn wir uns mit dem anderen zu einer Einheit gehörig fühlen, geht es ja um die Freudebilanz für die Gesamtheit. Wenn wir uns aber herunterziehen lassen, dort, wo es möglich wäre, uns hoch zu halten, dann senken wir ja die Freudebilanz der Gesamtheit, anstatt sie zu heben.

4. Erhöhung des seelischen Entwicklungszustandes

4.1. Stimmungsniveau und Stimmungsskala

Hubbard stellte fest, daß weitgehend eine Skala besteht zwischen den verschiedenen Verhaltensweisen des Menschen, von Apathie über Schmerz, Furcht, Zorn und Heiterkeit bis hin zur echten Freude. Je nachdem, worüber sich einer freut, zeigt er damit also, an welcher Stelle der Stimmungsskala er sich befindet.

Es gibt also verschiedene Freudeniveaus. Freuden verschiedener Qualität. In dem Maße, wie die Gesamtfreudenmenge wächst, in dem Maße steigen wir zugleich qualitativ. Wenn also jemand sagt, daß Schadenfreude die reinste Freude sei, dann bekundet er damit, daß er sich auf keinem sehr hohen Stimmungsniveau befindet. Er ist dann auf dem Zornniveau und noch unterhalb der Gemeinschaftsfähigkeit. Es ist nämlich eigenartig, wie in dieser Stimmungsskala auch die Gemeinschaftsfähigkeit eine deutliche Ausprägung findet. Eigentlich gemeinschaftsfähig sind wir erst oberhalb des Heiterkeitsniveaus. Erst dort gewinnt der andere für uns Eigenwert. Unterhalb des Heiterkeitsniveaus, also im Zornbereich, ist er bestenfalls Ausbeutungsobjekt. Unterhalb des Zornniveaus, im Furchtbereich, da ist er für uns eine gefährliche Größe, die es tunlichst zu beseitigen gilt. Unterhalb des Furchtbereiches, im Schmerzbereich, sind wir noch nicht einmal zur Flucht in der Lage. So ist die Art, wie jemand auf die Umstände reagiert, auch ein Zeichen dafür, wo er gerade steht.

Nun ist es ja nicht so, daß unser Stimmungsniveau etwa völlig einheitlich für alle Bereiche gilt. Jeder hat irgendwelche Enklaven im

Apathiebereich, die er nicht anzurühren wagt. Aber in dem Maße, wie wir uns auf immer mehr Gebieten bis zum Heiterkeitsniveau erheben, werden wir gemeinschaftsfähig. Unser Stimmungsniveau ist eine Art Indikator für den Ordnungsgrad unserer Psyche. Die geordneten Teile der Energien, im Verhältnis zu den chaotischen Energien in uns, das ist das eigentliche Maß für unser inneres Niveau.

Beispiel: Bei "Don Camillo und Peppone" ist dies ja auch so nett zum Ausdruck gebracht, wie Don Camillo in seiner Wut den schweren Eichentisch hinschmettert, daß er in tausend Stücke zerbricht, und dann sagt: "Entschuldigen Hochwürden, es war ein Anfall von Schwäche". Hier ist die Unterscheidung zwischen eigener Kraft und chaotischer Kraft sehr deutlich.

Das, was wir als Freude empfinden, als Lust oder als Unlust, das ist nun an sich nicht selbst das Niveau, auf dem wir uns befinden, sondern es bedeutet die Veränderung des Niveaus. So wäre es also falsch, nur in Gefühlen schwelgen zu wollen. Wir können nur dann dauernd Gefühlssensationen haben, wenn wir immer auf- und absteigen. Ab einem gewissen Gleichgewichtszustand entstehen keine weiteren Gefühlssensationen mehr, sondern es liegt dann eine gewisse ruhige Ausgeglichenheit vor. Was wir empfinden, ist also vor allem die Änderung der Situation. Das, was uns freut, zeigt uns an, daß hier ein Wertzuwachs unserer Psyche entsteht.

4.2. Leben aus dem Herzen

Johannes Müller spricht vom Leben aus dem Denken, aus dem Fühlen und vom Leben aus dem Herzen. Hier handelt es sich offensichtlich um drei Entwicklungszustände. Der Mensch beginnt normalerweise mit einem affektbetonten Verhalten: Das Leben aus dem Gefühl. Dieses affektbetonte Verhalten hat den Vorzug der Unmittelbarkeit und der Kraft für sich. Aber wir verhalten uns dabei normalerweise unvernünftig. Was wir an Einsicht gesammelt haben, kommt beim affektbetonten Verhalten nicht zur Geltung. Wir verhalten uns dabei wie der Elefant im Porzellanladen. Die andere Art des Verhaltens, das Leben aus dem Denken, benützt zwar das, was wir an Einsicht gewonnen haben, aber es fehlt ihm immer an Kraft. An einem ständigen Kraftmangel leidet der, der sich vorsätzlich verhält. Unsere Psyche ist nicht dafür

konstruiert, daß man ihr dauernd in die Räder greift, sie ist vielmehr einem Programmregler vergleichbar, den man immer wieder nachregulieren muß; wo bestimmte Stichworte oder Eindrücke der Umwelt es sein sollten, die das Verhalten dann spontan auslösen. In dem vorsätzlichen Verhalten ist immer Anstrengung im Spiel, und wir kommen immer zu spät mit unseren Überlegungen. So schnell kann man gar nicht nachdenken, wie die Situationen sich verändern.

Beispiel: Im Extremfall könnte es dann so kommen, wie in dem bewußten Rekrutenwitz, wo dem Rekruten eingeschärft wird, daß der General zuerst nach seinem Namen fragen werde, dann danach, wie er, der Rekrut heißt, und dann, ob die Eltern noch leben. Aber leider hat der General dann die Fragen in umgekehrter Reihenfolge gestellt, so daß als dritte Frage nicht mehr herauskam, ob die Eltern noch leben, sondern: "Wer ist hier verrückt, Sie oder ich?" Worauf die Antwort dann lautete: "Jawohl, alle beide!"

So kann es also gehen, wenn ein Erfüllungszwang in der gedanklichen Vorbereitung steckt. Damit braucht an sich noch nicht der Stab über die gedankliche Vorbereitung als solche gebrochen werden. Aber es gilt, von der gedanklichen Vorbereitung den rechten Gebrauch zu machen. Es ist eine Bereitstellung, was dabei sinnvoll ist. Ich habe z.B. bei meinen Vorträgen alle drei Möglichkeiten ausprobiert. Zunächst habe ich, damit nichts schief geht, alle Vorträge möglichst wörtlich vorbereitet. Das war äußerst mühsam, und jede Zwischenfrage hat mich gestört. Dann probierte ich es umgekehrt und bereitete mich überhaupt nicht vor. Das ging schon besser. Aber als ich dann in der Volkshochschule 90 Minuten lang zu sprechen hatte, geriet ich in Stoffknappheit. Und so kam ich darauf, daß es am besten ist, wenn man einen gewissen Überschuß gedanklich vorbereitet, aber ohne Erfüllungszwang; was nicht dran kommt, das macht nichts. Dieses Verhalten hat dann die weitaus günstigsten Ergebnisse gezeitigt.

5. Innenschau im Unterschied zum Nachdenken

Die Innenschau im Unterschied zum vorsätzlichen Nachdenken hat verschiedene gute Anwendungsmöglichkeiten. Einmal ist es eine Art Vergegenwärtigung dessen, was wir im Grunde schon wissen. Es kommt doch oft vor, daß eine unangenehme Situation uns gewissermaßen

hypnotisiert. Wir sind dann im Augenblick so gefesselt von dem Eindruck, daß uns nicht gegenwärtig ist, wie wir ihn eigentlich einzuordnen haben. Wir erkennen z.B. nicht, daß wir diese Situation ja gar nicht so schwer zu nehmen brauchen, weil es ein Fall von so und so ist.

Wir haben z.B. Erfahrung mit dem Phänomen der Höheren Führung, wissenschaftlich ausgedrückt mit dem Phänomen der überzufällig sinnvollen Koinzidenzen. Wir haben also Grund zur Annahme, daß eine freundliche Instanz unser Leben leitet, und nun kommt uns irgend etwas in die Quere. Da kann es durchaus passieren, daß wir im Moment über dem stark affektbetonten Eindruck vergessen, was wir eigentlich schon wissen. In diesem Fall ist eine Innenschau, im Sinne eines Umrührens unserer Psyche, sehr nützlich, denn sie bringt das wieder nach oben, was versunken ist, als eine Vergegenwärtigung gewonnener Einsichten.

5.1. Vergegenwärtigung mißlicher Situationen

Ich habe bei mir immer wieder beobachten können, daß sich die Stimmung merklich hebt, wenn man sich in Ruhe eine mißliche Situation vergegenwärtigt, im Lichte dessen, was man schon erfahren hat. Das ist nun kein willkürliches Glaubenwollen, sondern auf die Dauer durchhalten und fruchtbar werden lassen kann man es nur, wenn es einer echten Einsicht entspricht. Wenn sich also das einzelne Ereignis wirklich einordnen läßt in den Gesamtzusammenhang und man erkennt, daß zur Beunruhigung eigentlich gar kein Grund vorhanden ist.

5.2. Zuversicht entgegen dem Augenschein

Wenn wir uns die Erfahrung einer höheren freundlichen Führung vergegenwärtigen, wird diese viel umfassender sein, als das Einzelerlebnis, das scheinbar dagegen spricht. Ja, ich habe überhaupt den Eindruck, daß ein gutteil der Prüfungen, in die wir gestellt sind, darin besteht, immer wieder Zuversicht entgegen dem Augenschein zu üben. Das Problem ist im Prinzip also immer wieder dasselbe, aber mit immer neuen Varianten. Durch diese Fähigkeit der Innenschau, uns das zu vergegenwärtigen, was wir eigentlich schon wissen, können wir uns immer wieder aus solchen mißlichen Situationen herausholen, um so schneller, je mehr wir darin geübt sind.

5.3. Freiheit von Gegenrechnung

Überall, wo wir rechnen, und sei es auch nur in dem Sinne, daß wir uns nichts schenken lassen wollen, sind wir nicht eigentlich gemeinschaftsfähig.

5.4. Verkehrsampelregel

Krassowsky hat für jede Art von gemeinschaftlichem Leben, von der flüchtigen Begegnung bis zur engsten Lebensgemeinschaft, eine wichtige Formel aufgestellt. Er nannte es Verkehrsampelregel, die besagt: Sofort halten bei Rotlicht, nicht erst fragen, warum das Rotlicht gesetzt wurde. Die Rotlichter des anderen fraglos beachten. Wenn man so miteinander lebt, kann nichts Negatives geschehen. Entweder es geschieht gar nichts, oder es geschieht etwas Positives. Dieses, den anderen zur Geltung kommen lassen, ist hier also außerordentlich wichtig.

5.5. Wachheitsgrad

Es besteht ein deutlicher Zusammenhang zwischen der Fähigkeit, uns auf den anderen einzustellen und zugleich auch der Fähigkeit, unser Stimmungsniveau zu halten, und unserem Wachheitsgrad. Johannes Müller führt in seiner Schrift "Persönliches Leben" aus, daß Wachsein offensichtlich ein Gegenwärtighaben von allem Einschlägigen und ein Nichtvorhandensein von allem Uneinschlägigen bedeutet. Unser Bewußtseinsraum ist ja begrenzt. Man spricht hier von der Enge des Bewußtseins. Es geht nicht beliebig viel hinein und somit geht alles Nichteinschlägige, was sich in unserem Bewußtseinsraum befindet, auf Kosten des Einschlägigen. Die Art, wie nun dieser ideale Wachheitszustand gestört werden kann, ist ganz verschieden. Wenn wir zuwenig in Anspruch genommen werden, dann drohen wir in einen gewissen schläfrigen Zustand zu geraten, oder wenn wir überbeansprucht werden, also fasziniert sind von irgend etwas, dann füllt der Gegenstand der Faszination unser ganzes Bewußtsein aus, so daß keine anderen Erkenntnisse oder Handlungsanweisungen darin Platz haben.

Schlußbemerkung

Alles zusammen ergibt ein deutliches Bild, wie man von innen, von der Meisterung der inneren Probleme her, am ehesten auch mit den äußeren Problemen fertig wird. Es ist ein wesentlicher Fortschritt im

Leben eines Menschen, wenn er beim Auftauchen einer Schwierigkeit die Schuld daran zunächst bei sich selbst sucht bzw. nach dem Faktor sucht, den er selbst in der Hand hat. Das Anklagen der Umwelt ist oft fruchtlos, aber bei sich selber anpacken führt immer weiter."

8.) Ausblick

Von den Zukunftsaussichten der Menschheit handelte die Aufsatzreihe "Todüberwindung als Menschheitsproblem" in EWB 79/4 bis 80/4. Hier der Schlußteil "Vorböten der Erfüllung":

"Nach dem bisher Gesagten vollzieht sich unser Bereichwechsel normalerweise folgendermaßen: Aus unserem Ursprungsbereich, einer Welt der Freiheit und Problemlosigkeit, treibt es uns irgendwann in das von Ausschließlichkeitsregeln beherrschte Diesseits: um diesseitiger Genüsse willen, zur Erprobung unserer Kräfte, zu unserer Schulung oder zur Erfüllung einer bestimmten Mission. Der Preis, den wir dafür zu zahlen haben, ist der Verlust unserer Gestalt und meist auch unserer Erinnerung beim Übergang in den hilflosen Zustand eines Neugeborenen. Die in der jenseitigen Erholungszeit gesammelten seelischen Energien geben uns hinreichend Schwung, um über die Heranwachsschwierigkeiten und Jugendnöte hinwegzukommen. Je eigenwilliger wir jedoch unser Leben führen und je mehr wir dabei in unserer Umwelt auf Widerstände stoßen, desto rascher reiben wir uns an ihr auf, und desto schneller geht unser mitgebrachter seelischer Treibstoff zur Neige. Das Ergebnis ist psychosomatisch eine Altersabwertung unseres Organismus bis zur Funktionsunfähigkeit, wenn wir nicht schon vorher durch Krankheit oder äußere Einwirkung gewaltsam aus ihm ausgetrieben werden, worauf dann im Jenseits eine mehr oder weniger rasche Erholung folgt.

Wenn es somit auch beim Todesproblem für die menschliche Persönlichkeit nicht um Sein oder Nichtsein geht, so ist es doch schwerwiegend genug, und zwar wegen der beiden Täler, durch die wir hindurch müssen: nämlich der Niveausenkung sowohl beim Verlassen des Jenseits als auch vor unserer Rückkehr dorthin.

Nicht immer steht der Tod aus diesseitiger Sicht unter dem Zeichen des Scheiterns. So konnten die Parapsychologen Tischner, Kral und Gerloff gerade noch jeweils ein wichtiges Werk vollenden und publizieren, ehe sie das Diesseits verließen, wobei Gerloff kurz vor seinem Tode noch mit jugendlichem Schwung den parapsychologischen Kongreß in Konstanz organisiert hatte.

Daß auch ein gewaltsamer Tod nicht als etwas von außen

Erzwungenes, sondern als etwas zum eigenen Weg Gehöriges anzusehen ist, zeigen die Fälle, wo der Betreffende sich schon vorher des Endes seiner Laufbahn bewußt war. Beispiele hierfür sind die Abschiedsworte von Pierre Curie an Maria Curie, ehe er überfahren wurde, und von Gandhi, ehe er einem Attentat zum Opfer fiel.

Auch gehen nicht jedem Tod Schmerzen, Krankheit oder Altersabwertung voraus. So starb ein mir befreundeter, stets fröhlicher Chorleiter während des Singens, Pater Ruppert Mayer beim Zelebrieren der Messe, und die berühmte farbige Tänzerin und Adoptivmutter von Kindern aus aller Welt, Josephine Baker, verschied, noch voll von Tourneep länen, im Schlaf.

Gegenüber den vielen Geistheilungsfällen von Krankheiten, verschiedenster Art sind die Berichte über spontan eingetretene Verjüngungen spärlich, vielleicht weil dies den herrschenden Vorstellungen am meisten widerspricht. Immerhin gibt es solche. So berichtete Hufeland (lt. F. Wiedemann) "von einem alten Mann, dem nach einer fiebrigen Erkrankung plötzlich neue Haare und sogar neue Zähne wuchsen. Gleichzeitig wurde er wieder so frisch und munter, wie er einst mit 30 Jahren war, und konnte die größten und anstrengendsten Wanderungen machen, bis er mit 90 Jahren an einem Unfall starb." Über die Vorgeschichte dieses Mannes erfahren wir zwar nichts, doch schrieb der gleiche Hufeland als Resümee seiner ärztlichen Erfahrungen: "Keine leibliche Wiedergeburt ist möglich ohne eine geistige". "Aus sich selbst muß sich der Mensch auch physisch regenerieren, und das einzige Mittel ... ist der Geist."

Aus dem Christian-Science-Bereich wird u.a. von einer älteren Frau berichtet: "Die mentale Umwandlung zeigte sich durch eine völlig veränderte Figur. Selbst die Gliedmaßen nahmen eine andere Form an. Sie verlor dabei auch an Gewicht. Ihre Kleidergröße änderte sich von 46 auf 40. Es bildeten sich keine Falten. Sie sah mindestens 10 Jahre jünger aus, und ihre Lebenskraft, Energie und Freude gaben ihr ein jugendliches Auftreten."

In die gleiche Kerbe schlägt ein morgenländischer Spruch: "Du bist so jung wie dein Glaube, so alt wie dein Zweifel; so jung wie dein Selbstvertrauen, so alt wie deine Furcht; so jung wie deine Hoffnung,

so alt wie deine Verzagtheit".

Bezüglich Langlebigkeit stellt Ch. Wolff fest: "Zufriedene Menschen leben länger"; und eine 100jährige Freiburgerin sagte: "Frohsinn ist der Schwimmgürtel unseres Lebens". Auch nach F.J. van Pelt ist allen über 100jährigen gemeinsam, daß sie Spaß am Leben haben, regen Anteil daran nehmen und ohne innere Spannungen leben.

Auch bei Anwendung von medizinischen Verjüngungsmitteln dürfte im Erfolgsfalle der seelischen Umstellung eine wichtige Rolle zukommen, einerlei ob es sich um Frischzellen-Therapie, um Bogomoletz-Serum oder um Haslan's Procain-Präparate handelt. Kann es doch durch Rückkopplung zu einer Stimmungshebung kommen, wenn Wirkstoffe, die der Organismus bei gehobener Seelenlage von selbst erzeugt, von außen zugeführt werden.

Beispiele für Regenerationsfähigkeit vom Seelischen her sind, laut A. Schlösser, der Schweizer Hochsprungweltmeister Max Werli und die dänische Reiterin Lis Hartel, die beide an Kinderlähmung erkrankten, diese überwand und danach neue Rekorde errangen. Auch Hochsprungweltmeister Walter Davis, USA, war als Junge an beiden Beinen und am rechten Arm gelähmt.

Im Geistesheilungsbereich finden sich wiederholt Berichte über die Neubildung von Verlorengangenen: So die Wiederbelebung eines durch Plastik ergänzten Daumens und das Nachwachsen eines verkürzten Beines. Ein Knabe mit fehlender Hüftpfanne, der zu einem Heilungsgottesdienst gebracht worden war, kam am nächsten Abend ohne Krücken und ohne zu hinken zur Versammlung.

Über ein Nachwachsen verlorener Zähne kamen mir folgende Berichte zu: 1.) von einer 78jährigen, seit 40 Jahren zahnlosen Frau aus Bopfingen; von dem mit 137 Jahren verstorbenen Abraham Hanosch Misrahi aus Haifa, der mit 109 Jahren seine dritten Zähne bekam; 3.) von einem jungen Mädchen, der Schwester einer Teilnehmerin an einem meiner Volkshochschulkurse, der, nach Zahnverlust durch Unfall, kleine, aber funktionsfähige dritte Zähne nachwachsen; 4.) berichtete die TZ am 23.11.78, daß einer 146jährigen Pakistanerin jetzt dritte Zähne wüchsen. Sie sei nachwievor gesund und arbeitsfähig, und ihr Gedächtnis reiche bis 1842 zurück. 5.) Nachwachsen neuer Zähne unter

dem Einfluß des Geistheilers William Fuller sowie seines Schülers Paul Esch. ..

Selbst Totenerweckungen ohne ärztliche Hilfsmittel kommen vor, ohne daß wir dabei auf biblische Berichte zurückgreifen müßten: So wurde, laut F. Baumgartner, 1282 in England die 5jährige Johanna de Schirre und 1623 in Frankreich die 8jährige Franziska Angelika nach dem Ertrinken durch Gebet wieder ins Leben gerufen, wobei die eingetretenen Verunstaltungen verschwanden, ebenso im gleichen Jahr in Frankreich Hieronimus Genin; hier war sogar schon Leichengeruch eingetreten. 1678 in Neapel stürzte der 2 1/2jährige Scipio Arleo von einem Felsen und brach sich das Genick. Die Mutter gab nicht auf, mit dem Ergebnis, daß es zu Wiederbelebung und voller Heilung kam. Auch in diesem Jahrhundert kam dergleichen vor. So holte eine Mutter ihr ertrunkenes Baby vom Tode zurück, Jahre später auch einen ihrer nach einem Unfall im Sterben liegenden Söhne; die erlittene Gehirnverletzung blieb ohne Nachwirkung. In beiden Fällen ging dem äußeren Geschehen eine spontane innere Gewißheit voraus.

Eine andere Art von Rückkehr ins Diesseits sind die Fälle, wo Kinder kurz nach ihrem Tod bei den gleichen Eltern reinkarniert und von diesen auch wiedererkannt wurden, mit voller Erinnerung samt ihren charakterlichen und körperlichen Besonderheiten. So die Schwestern Pollock, die, 6- und 11jährig, Hand in Hand überfahren wurden und nach knapp einem Jahr bei der gleichen Mutter als Zwillinge wiedergeboren wurden. Sie erinnerten sich an alles genau und erkannten auch ihr Spielzeug wieder. Oder der Fall des 2 1/2jährig verstorbenen Rudi, der sich nach einem Jahr beim Tischrücken meldete: "Der Tod war mein Schicksal. Ich komme am 2.II. nächsten Jahres wieder auf die Welt und möchte Hans heißen. Mutti braucht keine Angst haben, es wird alles normal verlaufen bei der Geburt", was eintrat. Auch K.O. Schmidt berichtete über einen solchen Fall.

Auch bei medialen Durchgaben kann man in gewissem Sinne von einer Rückkehr sprechen, einerlei ob dies über den Mund eines in Trance befindlichen Mediums oder über die Hand eines Schreibmediums vor sich geht. Freilich geht eine solche Kontaktnahme über die eines Telefongesprächs oder eines Briefwechsels nicht hinaus. Eine höhere Stufe bildet

das innere Hören und Sehen bei Jenseitssensitiven. Von der allen sichtbaren, wiederholten, oft bis zu einer Stunde anhaltenden, kommunikationsfähigen Manifestation Nelly Butlers zu Beginn des vorigen Jahrhunderts wurde bereits in EWB 80/1 berichtet. Da sie jedoch nicht ging, sondern schwebte, war sie offenbar nicht voll materialisiert.

Zeugenaussagen über das zeitweilige Auftreten vollmaterialisierter Gestalten Jenseitiger, nicht nur sichtbar und sprechfähig, sondern auch berührbar, mit Eigengewicht, Atmung und Herzschlag, gibt es vor allem im medialen Bereich. Berühmt dafür wurden u.a. die Medien Florence Cook, Mirabelli und Einer Nielsen. Die Redewendung "Es ist noch keiner zurückgekommen" kann somit nur der nachsprechen, der die einschlägige Literatur nicht kennt.

Da manchmal eine Gewichtsverminderung des Mediums oder sogar ein Verschwinden von Gliedmaßen bei Trancemedien beobachtet wurde, wird meist stillschweigend angenommen, daß die zur Phantombildung benötigte Substanz stets in Gänze dem Medium entnommen wird. Glaubhaft ist dies nur dann, wenn

- 1.) die vollmaterialisierte Gestalt wesentlich kleiner ist als die des Mediums, wenn es sich also um ein Kind handelt, und wenn
- 2.) der Körper des Mediums während der Materialisation funktionsunfähig und zusammengeschrumpft ist, wie es bei Mirabelli im Falle der Materialisation eines kleinen Mädchens der Fall war.

Nicht in dieses Bild paßt jedoch beim gleichen Mirabelli das fotografierte Phantom eines Marokkaners, der, vollmaterialisiert, ihm gegenüberstand, beide lebhaft gestikulierend. Ob hierbei das Medium bei Bewußtsein war, oder ob ein zweiter Jenseitiger sich seiner bediente, ist für die Frage der Massenbilanz ohne Belang, denn ihrer Funktionsfähigkeit nach hatten beide Gestalten Vollgewicht. Auch der letzte Auftritt von Katie King durch das Medium Florence Cook in Gegenwart des Physikers Crookes spricht gegen eine ausschließliche Massenherkunft des Phantomgewichts aus dem Medium, war dieses doch bei dieser Abschiedsszene wach und sprechfähig, dabei kleiner als Katie King. Auch an den Bericht Kardec's sei erinnert, wo durch Transfiguration an die Stelle des Mediums zeitweise ihr doppelt so schwerer verstorbener Bruder trat.

Nicht nur im medialen Bereich wird die Massenkonzanzregel manchmal durchbrochen, sondern auch unter diesseitiger Regie. Bei Astralaustritten mit Handlungsfähigkeit sind mir zwar keine Gewichtskontrollen bekannt, doch wären willkürliche Zusatzannahmen nötig, wollte man einen normal aussehenden, sprechfähigen und sich normal bewegenden Doppelgänger als gewichtslos betrachten, wie z.B. Yogananda's Bekannten Pranabananda, oder gar einen, der, wie der Mongole "Alex", einen Gegenstand überbringt. Ebenso willkürliche Zusatzannahmen brauchte man, wollte man dem zurückgebliebenen Körper auch dann einen der Abspaltung entsprechenden Massenverlust zuschreiben, wenn ihm kein Volumenschwund anzusehen ist.

Deutliche Verstöße gegen die Massenkonzanzregel liegen bei den gut beglaubigten Fällen von Nahrungslosigkeit vor, zumal dort, wo die Betroffenen jahrelang nicht nur nichts aßen, sondern auch nichts tranken, wie Giri Bala und Therese von Konnersreuth, deren blutungsbedingte Gewichtsverluste immer wieder binnen einer Woche spontan ausgeglichen wurden. Über eine von seinem Guru Mahasaya veranlaßte Gewichtszunahme Yuktesvars berichtete Yogananda. Auch Berichte über Nahrungsmittelvermehrung sind nicht auf die Bibel und ihre Zeit beschränkt. Solche Materieneuschöpfungen nach Muster durch Gebet oder Imagination werden auch aus relativ neuer Zeit berichtet, so die Brot-Vermehrung durch Don Bosco, die Getreidevermehrung beim hl. Andreas Fournet während der Französischen Revolution sowie die Mehl- und Teigvermehrung bei der Äbtissin in Bourge, alles jeweils unter dem Druck einer besonderen Notlage.

Der umgekehrte Fall einer Masse-Vernichtung lag vor bei R. Beard's Freundin, deren Krebsgeschwür während eines Traumes spurlos verschwand, oder das spurlose Verschwinden eines einoperierten Herzschrittmachers bei einem Heilungsgottesdienst von Kathryn Kuhlman.

Auf diesem Hintergrund gewinnen die spontanen Erscheinungen jenseitiger ein neues Gesicht und verlieren etwas von ihrer Sonderstellung. In manchen Fällen dürfte es sich um eine vorübergehende 'Auferstehung des Leibes' gehandelt haben, um diesen biblischen Ausdruck zu gebrauchen, in anderen Fällen um seine Neuschöpfung durch Imagination. Fast immer wird zugleich von einer Selbstapportfä-

higkeit des neuen Leibes berichtet bzw. von seiner Fähigkeit, zu verschwinden und wieder aufzutauchen, auch durch Wände hindurch.

Wiederbelebungen des abgelegten Leibes scheinen nach Gurdjieff bei den Tartaren öfters vorgekommen zu sein; doch pflegte die abergläubische Bevölkerung solchen Zurückgekehrten mit Furcht und Feindseligkeit zu begegnen, statt sie freudig zu begrüßen. Hierher gehören auch kabalistische Überlieferungen, wonach unter bestimmten Bedingungen die durch Tötung des Leibes ausgetriebene Seele diesen wiederbeleben und mit besonderen Fähigkeiten versehen kann. Die jähe Anstauung des Lebenstriebes durch plötzlichen Tod dürfte bei solchen Phänomenen eine Rolle spielen.

Von den nachfolgenden Fallberichten wird man nicht jeden in allen Einzelheiten als erwiesenes Faktum betrachten dürfen, obwohl diese Zusammenstellung nur solche enthält, die in sich widerspruchsfrei sind, und bei denen sich keine naheliegendere Alternativdeutung anbietet. Beruhen doch die meisten auf der Aussage eines einzigen Gewährsmannes. Soweit jedoch das gleiche Charakteristikum in mehreren voneinander unabhängigen Berichten vorkommt, ist, selbst bei geringer Verlässlichkeit des Einzelzeugnisses, die Wahrscheinlichkeit, daß es den betreffenden Phänomentyp gibt, größer als die Wahrscheinlichkeit, daß es ihn nicht gibt.

Als zeitweilige 'Auferstehung des Leibes' lassen sich wohl am ehesten diejenigen Fälle interpretieren, wo die Erscheinung des Betreffenden am Ort seines Begräbnisses beginnt oder endet; obwohl eine substanzielle Verwendung des begrabenen Leibes, seine Erhaltung vorausgesetzt, damit noch nicht erwiesen ist. So die Erzählung von dem Ägypter Mahmud, der 1965 in einem Tanzlokal ein hübsches junges Mädchen fand, mit dem er die ganze Nacht tanzte. Sie sei 1920 geboren, sagte sie ihm, sah aber wie 20jährig aus. Bei der Rückfahrt in seinem Auto bat sie ihn um seine Jacke, ihr sei kühl, und ließ sich beim Friedhof absetzen, wo sie in einer verschlossenen Grabkammer verschwand. Nach polizeilicher Öffnung fand sich darin seine Jacke. Laut Inschrift war das Mädchen 1920 geboren und 1940 verstorben.

Auch in einem anderen Bericht spielt eine geliehene Jacke eine Rolle, die ein Motorradfahrer einer hübschen, vor 2 Jahren, wie er hinterher

erfuhr, verstorbenen Anhalterin geliehen hatte. Am nächsten Tag fand er seine Jacke auf ihrem Grabstein hängend wieder.

Wenn man so lange wie möglich am Prinzip der Massenkonstanz festhält, kann man es auch noch auf den Bericht von dem gefallenen Offizier anwenden, der sich 1922 samt Gewehr, mit dem er beerdigt worden war, materialisierte, um seiner Witwe die Nachricht von seinem Tode übermitteln zu lassen, damit sie sich wiederverheiraten könne.

Keineswegs in Einklang mit den Erhaltungsgesetzen steht jedoch der Bericht des vom Fernsehen her bekannten Telly Savala, dem auf einer Autofahrt im Wald vor New Jersey das Benzin ausging. Plötzlich hielt neben ihm ein Wagen, dessen Fahrer ihm anbot, ihn mitzunehmen. Als er an der Tankstelle merkte, daß er kein Geld bei sich hatte, gab ihm der Unbekannte einige Dollar und auch seine Visitenkarte. Als Savala am nächsten Morgen die angegebene Nummer anrief, meldete sich eine Frau: ihr Mann sei vor 3 Jahren an der Stelle der Begegnung durch einen Verkehrsunfall ums Leben gekommen. Er besuchte die Frau, die den Unbekannten nach Savala's Beschreibung als ihren Mann identifizierte. Er trug auch die gleiche Kleidung, mit der er beerdigt worden war. Doch woher kam das helfende Auto? Hier ist die Apport-Hypothese unzureichend.

Wo der alte Leib durch Feuer zerstört ist, kommt er als Substanzquelle nicht mehr in Frage, so daß es sich bei trotzdem auftretenden Vollmaterialisationen um eine Materieneuschöpfung handeln muß bzw. um eine Einkopplung aus einer jenseitigen Parallelwelt.

In "Andere Welt" 67(5)433 bringt T. Megalli ein Foto seines Gewährsmannes Fuad Giris, der ihm ein 50 Jahre zurückliegendes Erlebnis seines Vaters erzählte. Dieser hatte in Zagazig am Nil, wohin er versetzt worden war, ein Haus gemietet. Ein schönes junges Mädchen, das er dort traf, hielt er für die Schwester des Vermieters. Zwei Wochen lang sorgte sie für ihn und leistete ihm Gesellschaft, bis ihn ein ihn erschreckendes Erlebnis fluchtartig aus dem Hause trieb. Da erfuhr er, daß es sich um ein junges Mädchen handelte, das vor 2 Jahren dort verbrannt war, durch eine vom Wind umgeworfene Petroleumlampe.

Als Yukteswar einige Monate nach seinem Tod seinem Schüler

Yogananda vollmaterialisiert erschien, erklärte er ihm, daß dieser neue Leib "aus Fleisch und Blut" ein Double seines begrabenen Körpers sei, nicht dieser selbst.

Bei den meisten Fallberichten über mediumfreie Vollmaterialisierung bleibt jedoch die Frage offen, ob es sich um einen vorübergehend auferstandenen Leib bzw. um eine substantielle Verwendung des alten Leibes oder um eine Neuschöpfung bzw. Jenseits-Einkopplung handelt. Zum Beispiel:

1.) Eine vollmaterialisierte verstorbene Mutter erschien bei einem Geistlichen, um ihn zu bitten, ihren Sohn zu besuchen, von dem sie wußte, daß er in wenigen Stunden durch einen Fliegerangriff ums Leben kommen werde, und schrieb ihm seine Adresse auf.

2.) Ein zwei Tage vorher verstorbenes Mädchen mit rosa Kleid veranlaßte einen Arzt, zu seiner kranken Mutter zu kommen, wo dieser es, gleich gekleidet, im Sarg liegen sah.

3.) General Ostranitza erinnerte sich, daß er mal als Knabe eine ihm unbekannte Dame mit Handschlag begrüßte und mit ihr sprach. Sie griff ein Buch aus der Bibliothek und gab es ihm mit der Bitte, es ihrer Mutter (seiner Tante) zu geben, worauf sie verschwand. Es war ihr Tagebuch, worin sie ihren Selbstmord begründet hatte, und nach dem danach vergebens gesucht worden war.

4.) Auf das Gebet eines als 'Der Fromme' gehänselten Soldaten hin führte ein unbekannter 'Feldgrauer' die in verzweifelter Lage befindliche Truppe aus einem Sumpfgelände heraus und verschwand.

5.) Holzfäller holte Pfarrer nach tödlicher Verunglückung, auch dessen Begleitern sichtbar, zu seiner eigenen Beerdigung.

6.) Die Hl. Therese vom Kinde Jesu verhinderte die Kündigung einer in Not geratenen Gläubigen, indem sie als Nonne vollmaterialisiert bei deren Chef vorsprach.

7.) Schwarzverschleierte Dame bestellte und bezahlte großen Essenskorb für arme Familie und verschwand spurlos.

8.) Kurz vor seinem vorgesehenen Urlaub im 1. Weltkrieg gefallener Soldat entstieg zur angekündigten Zeit dem Zug, wo seine Geschwister ihn abholten. Auf dem gemeinsamen Heimweg wurde er immer müder und verschwand kurz vor Erreichen des Elternhauses, wo am nächsten Tag

die Todesnachricht eintraf.

9.) Im SOS-Kinderdorf-Jahrbuch 1977 erzählt Abioseh Nicol unter dem Titel "Das Leben in Kumansenu" von einem Dorfbewohner, der nach einem 90 Meilen entfernt erlittenen Unfalltod vollmaterialisiert erschien, um von seiner Mutter und seinem Töchterchen Abschied zu nehmen.

10.) Laut Carst-Dahn begegnete der englische Maler David Sand 1913 in Paris einer schönen schwarzgekleideten Dame mit goldblondem Haar und sprach sie an, ob er sie malen dürfe. Sie willigte ein, in sein Atelier zu kommen. Nach dem letzten Pinselstrich verließ sie den Raum und war dann verschwunden. Der Polizeikommissar, den er am nächsten Tage malen sollte, erkannte im Portrait eine genau vor einem Jahr wegen Gattenmords Guillotinierte.

11.) Eine kurz vorher Verstorbene nahm, vollmaterialisiert, ihr wichtige Briefe ihres Freundes an sich, wie sie vor ihrem Tode angekündigt hatte. Sie blieben verschwunden.

12.) Das SOS-Kinderdorf-Jahrbuch 1979 enthält eine Erzählung von drei Brüdern, die samt Hund bei einer Schnepfenjagd im Moor versunken sind. Die Witwe des einen fand sich damit nicht ab und ließ Abend für Abend die Tür zum Empfang offen. Am 3. Jahrestag des Unfalls sahen sie, ihre Nichte und ein Besucher, die drei nebst Hund vollmaterialisiert zurückkehren, im gleichen Anzug, in dem sie ausgezogen waren und mit ihren Flinten, jedoch so, als hätten sie bis zu den Ohren im Sumpf gesteckt.

13.) Nach Kontaktnahme mit verunglücktem Kind über die Jenseits-sensitive Coral „Polge materialisierte sich dieses ihrer Mutter plötzlich und unerwartet eines Nachts, sichtbar und fühlbar, "fest und warm", und tauschte mit ihr Zärtlichkeiten.

14.) Der Student Bruno König, Hamburg, traf 1971 in Polen ein drei Jahre vorher verstorbenes Mädchen und verliebte sich in sie. Er durfte sie streicheln und umarmen. Sie rauchte Dutzende von Zigaretten aus ihrem Handtäschchen, das sich, ebenso wie das Kleid, das sie anhatte, noch in der Wohnung ihrer Mutter befand. Die Stummeln waren am nächsten Tag noch dort. Sie hatte sich, einen Kinderwagen schiebend, beim plötzlichen Auftauchen eines Lastwagens für das Kind geopfert.

15.) Im Hospital von Shorapoor 1858 verstorbener Soldat trat am

nächsten Tag vollmaterialisiert im Hospitalanzug bei seinem Vorgesetzten ein mit der Bitte, seine rückständige Löhnung an seine Mutter zu überweisen, deren Adresse er angab.

16.) Dr. Cyriax, 1869 im Schlaf durch Rauchaustritt fast erstickt, wurde von zwei vollmaterialisierten Jenseitigen rechtzeitig hinausgetragen.

17.) Aus neuester Zeit stammt der Bericht der Ärztin und Sterbeforscherin Dr. Elis. Kübler-Ross in der "Bunten Illustrierten", von dem mir der Schriftsteller W.O. Roesermueller kurz vor seinem Tode eine Fotokopie schickte, in seinem Brief vom 9.1.78, dem letzten, den ich von ihm erhielt. Berichtersteller ist C.E. Downey. Hiernach begegnete ihr im Flur ihres Büros in der Universität in Chicago eine 11 Monate vorher verstorbene Patientin, um die sich die Ärzte besonders bemüht hatten, und die schon mal einen bewußten Astralaustritt erlebt hatte. Sie nahm Dr. Ross das Versprechen ab, ihre Sterbeforschungen fortzusetzen, mit dem Ergebnis, daß 3 Monate später ihr erstes diesbezügliches Buch erschien: "Über den Tod und das Sterben", das so viel Aufsehen erregte. Als Dr. Ross ihre Besucherin leicht am Arm faßte, um sie in ihr Büro zu führen, fühlte sie sich normal an. Auch schrieb sie auf Dr. Ross' Bitte eine kurze Botschaft an einen gemeinsamen Bekannten nieder, wobei die Schrift mit der zu Lebzeiten übereinstimmte.

18.) Ich schließe diese Reihe mit einem Auszug aus einem Brief, den mir eine Hörerin einer meiner Volkshochschulkurse am 14.12.78 schrieb über ein Erlebnis vom 12.12.78: "Um 6.00 Uhr morgens fütterte ich das Baby meiner Tochter und schlief bald darauf noch mal ein. Ungefähr um 6.30 Uhr erwachte ich durch das Gefühl, daß mich jemand anblickt. Mein verstorbener Mann war vor mir. Ich freute mich sehr und fragte ihn, wie es ihm gehe. Da sagte er: 'Das hat noch gar keinen Wert dort drüben.'" "Dann umarmten wir uns, und er wurde sehr traurig". "Anschließend machte er ein paar Schritte und verschwand aus dem Zimmer."

Die Fallberichte zeitweiliger Auferstehung und mediumfreier Rückkehr Jenseitiger sind also zahlreich genug, um das Vorkommen dieses Phänomens sicherzustellen, scheidet doch bei den meisten dieser

Berichte die Interpretation als rein subjektives Erlebnis aus. Physikalisch ist das Wiederverschwinden einer mal vorhandenen Vollmaterialisation kein geringeres Wunder als ihr Zustandekommen. Die zeitliche Begrenztheit ihres Auftretens muß also seelische Gründe haben. Meist geht es um ein bestimmtes Anliegen, nach dessen Erfüllung der Wunsch zu bleiben erlischt.

Vergegenwärtigt man sich den Parallelwelt-Charakter des Jenseits, wie er in Kapitel 4 dargestellt wurde, so liegt das Erstaunliche nicht so sehr darin, daß es gelegentliche Einkoppelungen gibt, als vielmehr darin, daß vollmaterialisierte Besucher aus dem Jenseits so selten und so kurzfristig auftreten. Das mag auch damit zusammenhängen, daß unsere menschliche Gesellschaft bis jetzt noch zu abergläubisch oder zu materialistisch ist, um solche Zurückgekehrte gebührend zu empfangen.

Auch hinsichtlich der Möglichkeit einer Entrückung, d.h. eines Hinübergangs in den jenseitigen Zustand ohne Hinterlassung einer Leiche, sind wir nicht nur auf die bekannten einschlägigen Bibeltexte angewiesen. Einer der ältesten nichtbiblischen Berichte dieser Art ist der über Appollonius von Thyana, einem Zeitgenossen Jesu. Er soll nach einem über 100jährigen Leben in voller Frische unter jenseitigem Gesang beim Betreten eines Tempel entrückt worden sein. Danach habe er durch erneutes Sichtbarwerden einen Zweifler von der Unsterblichkeit überzeugt. Die Fähigkeit zum Selbstapport besaß er offenbar schon zu Lebzeiten, wodurch er sich dem Gericht vor Kaiser Domitian entzog. Schon vorher zog er, in Fesseln geschlagen, zur Ermutigung eines Mitgefangenen mühelos einen Fuß aus den Fesseln.

Ein Fall aus neuerer Zeit ist Jean Durant, der laut F. Baumgartner wiederholt seine Selbstapportfähigkeit vorführte, bis er schließlich endgültig verschwand.

Die Krönung dieser Phänomene ist laut A. Brooke zweifellos die Entrückung von Annalee Skarin, Salt Lake City, Utah, USA, am 17.6.1952, wonach sie wiederholt von größeren Gruppen gesehen wurde, im Oktober 1952 in New Age Press Book Center eine Ansprache hielt und 1956 auch ihre Mormonenkirche besuchte, die sie ausgeschlossen hatte, weil sie aus ihrer Überzeugung, durch vollkommene Harmonie mit Gott schon jetzt und hier in höhere Bereiche aufsteigen zu können, kein

Hehl gemacht hatte. Im Kreise einer ihr befreundeten Familie, der sie ihr Abgeholtwerden durch Jenseitige angekündigt hatte, verschwand sie, Segensworte sprechend, langsam in einer Lichterscheinung.

Soweit unsere Übersicht über Vorboten der Erfüllung. Wenn die Menschheit erst mal reif geworden ist, sich dem Problem der Todüberwindung zu stellen, werden die Fortschritte nicht ausbleiben. So möchte ich schließen mit einem Wort aus "God Calling". "Es gibt keine Grenzen für das, was Ihr zustandebringen könnt."

Themenstellung: Dieses Buch schildert die Ausweitung dessen, was der Verfasser die erfahrungswissenschaftliche Methode nennt, auf alle Lebensgebiete im Spiegel der Veröffentlichungen der Psychophysikalischen Gesellschaft, die er 1954 ins Leben gerufen hat. Dabei ergaben sich neue Gesichtspunkte in allen Bereichen, und insbesondere ein neues, sinnerfülltes Weltbild als notwendige Basis zur Lösung der gegenwärtigen Menschheitskrise.

Aus dem Inhalt: Wie ich zur erfahrungswissenschaftlichen Methode kam. – Vom Stufenbau unserer Welt. – Vom übermateriellen Wesen der Seele. – Im Grenzbereich des Ungewöhnlichen. – Ist das Schicksal freundlich. – Vom wachen Leben. – Selbstentfaltung und Lebensertrag. – Ausblick. –

Lebensabriß des Autors: Dr. Wolfgang Ehrenberg wurde am 8. 1. 1909 in München geboren. Er promovierte 1934 an der Universität München bei Prof. Fajans in physikalischer Chemie. Beginnend mit dem damaligen Kaiser-Wilhelm-Institut für Eisenforschung in Düsseldorf arbeitete er nacheinander in verschiedenen Forschungsinstituten, 1950–52 im Dienste der Argentinischen Atomenergiekommission, und nach seiner Rückkehr 1953 u. a. als freier Mitarbeiter des Holzverzuckerungs-Erfinders Dr. Heinrich Scholler. Nach zahlreichen Veröffentlichungen in verschiedenen Fachzeitschriften rief er am 18. 8. 1954 die Psycho-physikalische Gesellschaft ins Leben, die er seitdem leitet.